

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **ZS : Zürcher Studierendenzzeitung**

Band (Jahr): **87 (2008)**

Heft 5

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Buchungspanne – Ein Student nahm es mit der Fakultät auf
Zum Verlieben – Senioren werden an der Uni glücklich

ZS 31.10.2008
Zürcher Studierendenzeitung
#5/08

Schmeiss es weg! Studium abbrechen, glücklich werden



Mit Wahlzeitung
des Studierendenrats

DER JUNGE BELMONDO
NOVEMBER 08

Für 8 Franken ins Kino mit der **XENIX KARTE***
Normaler Eintritt mit Legi: immer 12 Franken
Telefonische Reservation: 044/242 04 11
Reservation per SMS und Internet siehe www.xenix.ch
*Mit Legi: 60 Franken für 15 Monate

KINO xenix

ZEW BERGHIFFE

Ihre Hilfe gibt der Bergbevölkerung eine Zukunft.
PC 80-32443-2

Schweizer Berghilfe
Aide Suisse aux Montagnards
Aiuto Svizzero al Montanari
Agid Svizzera per la Muntogna

Telefon 044 712 60 60 www.berghilfe.ch

SAUNA AM SEE

MO – FR 11 – 16 UHR: 1/2 PREIS FÜR SCHÜLER UND STUDIERENDE	DI – SA 11 – 23 UHR	GEMISCHT / FRAUEN
	SO 10 – 23 UHR	NUR GEMISCHT
	MO 10 – 23 UHR	NUR FRAUEN

SEEBAD ENGE • MYTHENQUAI 9 • 8002 ZÜRICH • 044 - 201 38 89 • SEEBADENGE.CH

AUTO

Fahrtstunde ab Fr. 79.-

AGORAS STREBEL

Nothilfe | Theorie | Auto | Motorrad | Verkehrskunde | WAB

Sekretariat: Haldenstrasse 15, 8185 Winkel
Gratis-Telefon 0800 18 18 18
Theorielokale: Seilergraben 15, 8001 Zürich
Untergasse 1, 8180 Bulach
info@agoras-strebel.ch www.agoras-strebel.ch

TONHALLE ORCHESTER ZÜRICH

Für alle bis **25**
ins Konzert für **20.-**

Nur CHF 20.- für die besten noch erhältlichen Plätze. Ab Montag der Konzert-Vorwoche.
Bitte an der Kasse und beim Einlass Legi oder Ausweis mit Foto zeigen. Keine Reservation möglich.

TONHALLE-ORCHESTER ZÜRICH
www.tonhalle-orchester.ch Claridenstr. 7 8002 Zürich

cheaplens
Markenkontaktlinsen

50%
Jetzt bis zu 50% auf
Markenkontaktlinsen
www.cheaplens.ch

www.cheaplens.ch

MASALA - eine Prise Indien
im Herbstsemesterprogramm 2008:

13.11.08, 20:15h: Medizin in Nicaragua
Begegnungsabend mit Lea Stocker

18.11.08, 18:00h: Bharatanatyam- südindischer Tempeltanz
18:00h: Einführung und Workshop
19:30h: öffentliche Aufführung

27.11.08, 20:15h: Als Novizin & "visiting professor" in Indien
Begegnungsabend mit Edith Zingg sa

...und vieles mehr im neuen aki-Programm:
www.aki-zh.ch

aki
FOYER FÜR STUDIERENDE
KATHOLISCHES AKADEMIKERHAUS
MÜRSCHEGRABEN 88 8002 ZÜRICH
TEL 044 254 54 60 FAX 044 254 54 65
aki@aki-zh.ch <http://www.aki-zh.ch>

Mitreden! Kommentiere auf
www.zs-online.ch

Liebe Leserinnen, liebe Leser

Manche Leute sind schwer zu erreichen. Diese Erfahrung musste ich insbesondere während der Produktion dieser Ausgabe machen. Handynummern, die eben noch funktionierten, verbinden über Nacht nur noch ins Nirvana. Bei Facebook-Profilen, die ständig aktualisiert werden, scheint die Inbox defekt zu sein, denn eine Antwort erhält man nie. Dringende Emails «sind im Spamordner gelandet» oder werden aus sonstigen Gründen frühestens am Samstag in zwei Wochen beantwortet. Nun, ich zeige auch Verständnis für die Verstecktaktik meiner (studentischen) Adressaten. Schliesslich haben auch Studierende oft viel um die Ohren. Journalisten, wie wir uns nennen wollen, kommen da mit ihren löchrigen Fragen nicht immer gelegen.

Ist das schon die Überleitung zu unserem Titelthema? Wir haben uns nämlich unseren Ex-Kommilitonen verschrieben, die genug von der Studiums-Belastung hatten und nun im rauhen Wind der Arbeitswelt umhersegeln. Ex-Studentin Iria segelt tatsächlich – und zwar im ganz wörtlichen Sinn. Zusammen mit ihrem Mann Hans hat sie einen Katamaran gebaut, mit dem die beiden um ganz Europa schiffen.

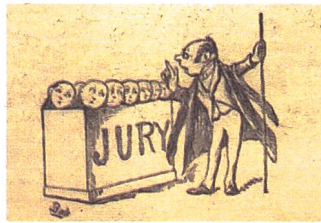
Das klingt nach Ferien. Auch in unserer Rubrik Reisen erspähen wir regelmässig fremde Horizonte. Unser Redaktor Mirko Hofmann hat sich dem Phänomen gewidmet, dass mancher in den Ferien protzig lebt, zuhause aber jede Erbse abzählt. Schliesslich bezahlt man Nächte im legendären Vegas-Hotel Stardust nicht mit dem Klimpergeld.

Geld kostet auch das Studium. Und was mit Geld zu tun hat, wird hinterfragt. Vor allem, wenn die Absolventen der Gesellschaft vermeintlich nichts zurückgeben. Nerven Senioren-Studierende oder regen sie zum Nachdenken an, wenn sie sich im proppvollen Hörsaal zu Wort melden? Wir haben uns den älteren Semestern auch privat genähert. Dabei ist Redaktionsmitglied Markus Lütcher sogar auf eine reizende Liebesgeschichte gestossen. Viel Spass beim Lesen der ZS-Herbstaube!

Andres Eberhard, Redaktionsleitung

Inhalt

Studium	4	Brief aus...	25
Karriere	10	Ach, du studierst...	26
Thema	12	Kaffeepause mit...	27
Kultur	17	Fokus: Senioren	28
Da geh' ich hin	19	Mitgemacht	34
Da geh' ich nicht hin	19	Wissen	36
Mark Meussels	19	Leserbriefe	38
Breitbild	20	Impressum	38
Gadget	20	Autogramm	39
Sorgenbox	22		
Duell	23		
Reisen	24		



4 — 5 Urkundenfälschung?

Christian Elsasser hat Module gebucht. Die Fakultät glaubte ihm nicht. Und zerzte ihn fast bis vor das Verwaltungsgericht.



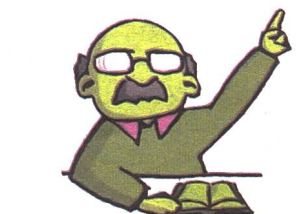
12 — 15 Mir reichts!

Jeder dritte Studierende schmeisst sein Studium vorzeitig hin. Ob es die Aussteiger glücklich macht und was das für ihre Karriere bedeutet.



27 Kein Knastbruder

Urs Calörtscher ist zur Stelle, wenn die Technik streikt. Und baut Skulpturen aus Stein. Eine Kaffeepause mit einem auffälligen Hörsaaltechniker.



28 — 33 Mit dem Opa an der Uni

Immer mehr ältere Menschen bevölkern die Uni. Wem nützt das? Was Studierende und Professoren von dieser Entwicklung halten.

36/37 Unsichtbar, unabdingbar

20'325 verschiedene gibt es im menschlichen Körper. Sie sind an allen Vorgängen des Lebens beteiligt. Wir erklären, was Proteine sind.

Studium

Text: Joel Bedetti

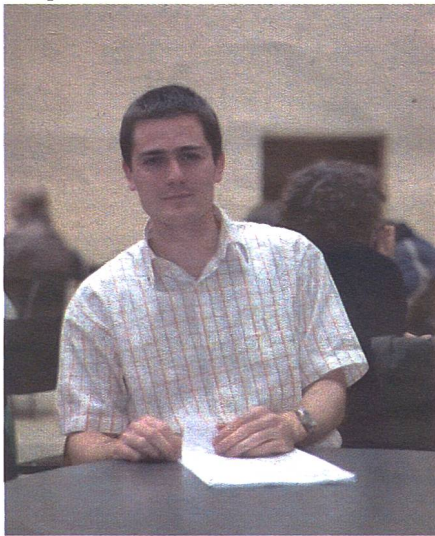
Bild: Samuel Thoma

Illustration: Marlies Aryani Rüegg

«Als wäre ich ein Krimineller!»

Christian Elsasser buchte ein Modul und bestand die Prüfung. Anderthalb Jahre später wurde ihm die Leistung anerkannt. Dazwischen wurde er der Dokumentenfälschung bezichtigt und musste fast vor Gericht.

Kämpfte für sein Recht: Christian Elsasser.



Wenn man jemandem nicht zutrauen würde, ein Modul vergessen zu buchen – dann Christian Elsasser. Wenn man jemandem nicht zutrauen würde, ein Dokument zu manipulieren – dann Christian Elsasser. Der Musterstudent schwänzt nicht, vergisst keine Besprechungen und schreibt nur Bestnoten. Umso absurder ist, was Christian Elsasser in den letzten anderthalb Jahren widerfahren ist. Er erlebte eine beschwerliche Odyssee durch die Instanzen des Uni-dschungels.

Am 2. Februar 2007 sass Christian Elsasser, 22, Physikstudent an der Uni mit Wirtschaft im Nebenfach, vor seinem Computer und buchte die Physik-Module für das kommende Semester. Zu seinem Erstaunen war auch das Buchungstool der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät bereits offen, obwohl man offiziell noch gar nicht buchen konnte. Also schrieb er sich ein für das Modul Makroökonomie I. Christian El-

sasser ist ein pflichtbewusster Mensch. Er druckte sich einen Beleg der Buchung aus. Am 15. April, zwei Tage nach der offiziellen Buchungsfrist, vergewisserte er sich, dass das System seine Eingabe behalten hatte und machte nochmals einen Ausdruck, wo sein gebuchtes Modul ersichtlich ist.

«Widerstand aufgeben, bitte»

Das System aber nahm die Buchung wohl nicht auf – obwohl Christian Elsassers Bildschirm das Gegenteil anzeigte. Als er zum Ende des Semesters am 4. Juli seine Prüfung in Makroökonomie schreiben wollte, fehlte sein Name auf der Prüfungsliste. Der Assistent liess Elsasser das Examen schreiben, trug ihm aber auf, sich beim Dekanat zu melden und um die Anrechnung der Prüfung zu ersuchen. Gleich am nächsten Tag schrieb Elsasser das Gesuch, besuchte das Dekanat der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät und zeigte den Ausdruck seiner Modulbuchung. «Die Sekretärin suggerierte mir erstmal, dass der Ausdruck gefälscht sei», sagt Elsasser.

Dann liess man sich im Dekanat geschlagene zwei Monate Zeit, das Gesuch verbindlich zu beantworten. Elsasser musste dazu mehrmals per Mail und Telefon auffordern. Das Dekanat zögerte die Antworten hinaus und beschuldigte ihn immer wieder, den Ausdruck gefälscht zu haben: «Ich gehe davon aus, dass das Dokument verändert wurde», mailte ihm Alex Angehrn, Geschäftsführer des Dekanats der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, am 10. Juli. «Mir wurde der Eindruck vermittelt, dass ich ein Dokumentenfälscher sei, ein Krimi-

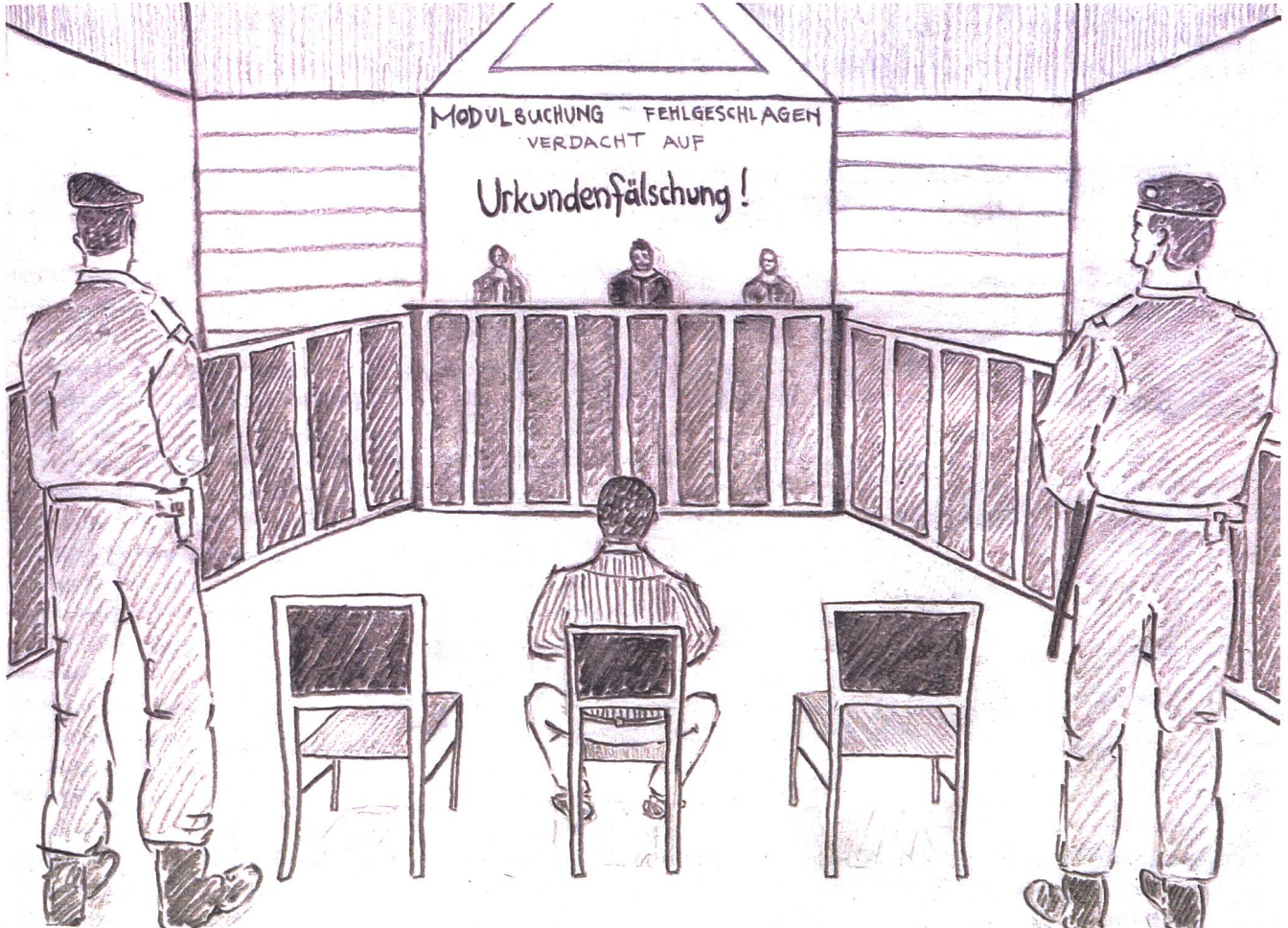
neller», ärgert sich Elsasser. Ausserdem habe man ihm geraten, den Widerstand aufzugeben und das Modul doch einfach zu wiederholen. Schliesslich lehnte das Dekanat das Gesuch am 5. Oktober ab.

Rekurs gegen den Rekurs

Elsasser gab nicht nach. Er legte am 21. Oktober 2007 Rekurs ein. Die Rekurskommission der Zürcher Hochschulen, eine unabhängige Instanz der Bildungsdirektion, gab Elsasser am 15. Mai 2008 Recht. Dabei entscheidet sie nur in den wenigsten Fällen zugunsten der Studierenden. Sie schenkte Elsassers plausiblen Ausführungen mehr Glauben als jenen der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, die nur dahingehend argumentierte, dass Elsasser nicht zu früh, sondern gar nicht gebucht und den Ausdruck gefälscht habe. Die Rekurskommission entgegnete: «Bei einer Manipulation wäre wohl ein Datum innerhalb der Buchungsfrist benutzt worden.»

Ein Monat lang geschah nichts. Und dann passierte etwas Unglaubliches: Am 27. Juni mailte Dekanats-Geschäftsführer Alex Angehrn Elsasser, dass der Eintrag des Moduls bald erfolge, kurz darauf wurde es angerechnet. Am selben Tag formulierte der Dekan Hans Peter Wehrli eine unsorgfältige Beschwerde an das Verwaltungsgericht Zürich (statt Christian schrieb er Christina Elsasser) und beantragte, den Entscheid der Rekurskommission aufzuheben. So etwas habe es noch nie gegeben, heisst es dort. Wehrli schrieb: «Stützt die Rekurskommission solches Verhalten, kann dies unseren Studienbetrieb erheblich beeinträchtigen oder gar komplett lahm

Kurz bevor der Fall vor Gericht kam, machten die Beschwerdeführer einen Rückzug.



legen.» Im Klartext: Studierende, die ein Modul buchen, das aber ohne ihr Wissen nicht im System erfasst wird, dürfen vor der Rekurskommission nicht zu ihrem Recht kommen. Sonst müsste man sich noch ernsthaft um Fehler im Buchungssystem kümmern.

«Will Studierende ermutigen»

«Von da an konnte ich nur noch darüber lachen», sagt Christian Elsasser. Auch der Verantwortliche der Rekurskommission habe den Kopf geschüttelt. Irgendwann wurde es wohl auch der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät zu peinlich. Am 1. September zog sie die Beschwerde zurück. Elsasser hatte gewonnen. Anderthalb Jahre nachdem er die Prüfung geschrieben hatte. Heute ist

für ihn die Sache erledigt. «Es geht mir nicht um Rache», sagt er, «ich will andere Studierende ermutigen, für ihr Recht einzustehen und sich nicht einschüchtern zu lassen.»

Die Universität und die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät weichen aus zum Fall Elsasser. Einen ausführlichen Fragekatalog beantworten sie mit einer dünnen Stellungnahme. Es sei ein Einzelfall: «Das Resultat des von Ihnen angesprochenen Falles fiel im Sinne des Studierenden aus. Demzufolge ist aus unserer Sicht die Sache inzwischen zu aller Zufriedenheit erledigt», schreibt Sven Akeret vom Uni-Rechtsdienst.

Keine Aufregung also, bitteschön. Um die Sache zu aller Zufriedenheit erledigt zu haben, musste Christian Elsasser

ja nur etwas warten und ein paar Mails und Eingaben schreiben. Er wurde als Dokumentenfälscher verdächtigt und musste um ein Haar an einer Gerichtsverhandlung erscheinen. Das Verhalten der Dekanatsleitung, dieses Gefühl hat Elsasser genauso beschlichen wie die ZS, vermittelt den Eindruck, als habe sie ein Exempel statuieren wollen. Als wolle sie Studierende davon abhalten, bei Buchungsfehlern auf ihr Recht zu pochen. «Ich könnte mir gut vorstellen, dass es noch mehr solche Fälle gibt», mutmasst Elsasser.

Wir bleiben am Thema dran. Schreib uns, wenn du von einem ähnlichen Fall weisst: redaktion@medienverein.ch.

Sturm und Drang vor Kofi Annans Rede Kofi Annan spricht am 10. Oktober in der Aula. 3000 wollen zuhören. Im Saal hat es aber nur 350 Plätze. In einem offenen Brief bezeichnen Studierende die Organisatoren als «naiv».

Kein Durchkommen: Die Gänge waren eine Stunde vor der Rede vollgestopft.



Um 17 Uhr stehen die Leute bereits dicht an dicht. Keine Chance, zu den Türen der Aula durchzukommen. Als der Sicherheitschef mit dem Megafon verkündet, dass noch 40 Zuhörer in den Saal dürfen, gibt es tumultähnliche Szenen: Buhrufe, Pfiffe, die Menge drückt gegen die Türen. Letzten Endes überträgt der Betriebsdienst in 13 Hörsäle. Deren drei waren anfangs eingeplant. Die überwiegende Menge sah Kofi Annan so, wie sie ihn immer schon sahen – digital.

«Naive» Organisation?

Es stellt sich vor allem die Frage, wie die Anziehungskraft eines Mannes mit dem Kaliber von Kofi Annan so unterschätzt werden konnte. Als «naiv» bezeichnen zehn Studierende die Fehlkalkulation

in einem offenen Brief an das Rektorat und an Andrea Schenker-Wicki, die Direktorin des «executive MBA» und damit Hauptverantwortliche der «öffentlichen» Rede Annans. Sie zeigen sich irritiert darüber, dass vielen die Chance verweigert wurde, den Friedensnobelpreisträger einmal live zu erleben. «Die Universität Zürich hat enttäuscht und verärgert», schreiben sie. Sie werfen ihr «eitle Eigenpropaganda» vor.

Schenker-Wicki hatte mit maximal 1000 Besuchern gerechnet. Tatsächlich wollten über 3000 Personen, vorwiegend Studierende, den charismatischen Kofi Annan live sehen. Bisherige Reden von ebenfalls hohen Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik und Gesellschaft seien auf wesentlich geringeres Interesse

gestossen. «Es war der grösste Anlass, den die Universität je durchführte», ist sie überzeugt. Ebenso lässt sie den Vorwurf nicht gelten, dass in der Aula praktisch alle Plätze für sogenannte VIPs reserviert waren. 50 Plätze von den insgesamt 350 sollen reserviert gewesen sein, selbst gewisse Professoren konnten keine Plätze reservieren. Solche standen dann ebenfalls vor der Aula und erhofften sich durch ihren Professorenstatus Eintritt zu erhaschen – vergeblich. Die Aula sei als Austragungsort aber tatsächlich zu klein gewesen, so Schenker-Wicki, und der Sicherheitsdienst habe ohne Konzept und mangelhaft agiert. Der Lichthof sei aber aus akustischen und sicherheitstechnischen Gründen nicht geeignet für eine solche Veranstaltung.

Dieser Aussage widersprechen Leute vom Betriebs- und vom Sicherheitsdienst. Sowohl René Zimmermann von der Sicherheit als auch Walter Tobler von der Hörsaaltechnik betonten unabhängig voneinander, dass nichts gegen die Wahl des Lichthofs gesprochen hätte.

Soll nie wieder vorkommen

Die Organisatoren versprechen, die Fehler genau zu analysieren und dass sich solche Vorkommnisse nicht mehr wiederholen werden. Trotzdem: Die Fehlorganisation und die prekären Platzverhältnisse werden in Erinnerung bleiben. Und Kofi Annans Rede? Wohl weniger. Sein Vortrag mit dem Titel «The university and the challenge of climate change» war wie immer: allgemein und unspektakulär, dafür aber mit Charisma vorgetragen. Ein «popstar of international diplomacy» eben.

Ein Bachelor ist ein halbes Liz Die Grenze zwischen Fachhochschulen und Universitäten schwindet mit Bologna. Deshalb hat man es an der Uni mit der Umsetzung der neuen Reform nicht eilig.

Vergleichbarkeit, Transparenz, Anrechenbarkeit und Mobilität. Die angeblichen Vorteile der Bologna-Reform fallen wie Goldstaub auf die Ohren. Ein «nationaler Qualifikationsrahmen» mit dem unmöglichen Kürzel nqf.ch soll nun die Rahmenbedingungen der Reform endgültig definieren. Dieser Qualifikationsrahmen, der von der Rektorenkonferenz CRUS stammt, ist nun in der Vernehmlassung. Das wichtige Teilstück der Reform hat aber einen grundlegenden Mangel. Die CRUS kann nämlich nur Empfehlungen abgeben. Was passiert, falls sich eine Schulleitung gegen die Beschlüsse stellt, weiss niemand.

Doktoratsstufe nicht Bologna-konform
Vor ein paar Jahren zierte eine Illustration die Frontseite der Wahlzeitung des StuRa (die aktuelle liegt dieser ZS bei), welche die Uni als Baustelle darstellt. Mit doppeltem Sinn: Einerseits zogen sich im Hauptgebäude die Renovation des Turms und der Mensaneubau seit Jahren hin. Andererseits war die Bologna-reform in vollem Gange. Beide «Baustellen» sind heute abgeschlossen – angeblich.

Bekannt ist, dass die Doktoratsstufe noch überhaupt nicht nach Bologna-Kriterien gestaltet worden ist. Weniger offen eingestanden wird, dass auch die eingeführten Bachelor- und Master-Abschlüsse meist nur dem Namen nach Bologna-konform sind. Auch der neue Präsident der CRUS, Antonio Loprieno, sagte in informellem Rahmen: «Häufig wurden die ehemaligen Lizenzstudiengänge einfach so etwa in der Mitte geteilt. Die ersten sechs Semester hiessen dann Bachelor, der Rest Master.» Eine

wirkliche Reform im Sinne von Bologna hiesse, dass in jedem einzelnen Fach die Studieninhalte und die Struktur von Grund auf neu überdacht werden. Ein Bachelor-Abschluss ist etwas komplett anderes als ein Lizenziat oder Diplom. Er sollte berufsqualifizierend sein und müsste auf selbständiges Studieren und Forsuchen vorbereiten. Das stellt aber die Schweizer Tradition mit Universitäten und Fachhochschulen grundsätzlich in Frage. Macht mit Bologna eine solche Unterscheidung überhaupt noch Sinn?

Die Pläne der Uni Zürich sind vage

Beide Zürcher Hochschulen stellen sich diese Fragen nur intern. Die ETH versucht sich noch stärker als Elite-Universität zu positionieren, welche spätestens ab dem Master rigoros die «Besten» aussortiert. Mit guten Noten erhält man eine Ermässigung der Studiengebühren. Komplettiert werden soll die «Exzellenz» durch internationale Talente, welche mit Stipendien und der hohen Lebensqualität nach Zürich gelockt werden.

Auch die Universität Zürich hat Massnahmen ergriffen: Der neue Rektor Andreas Fischer hat sich unter anderem die Nachwuchsförderung auf die Fahnen geschrieben. Bislang lässt er sich jedoch kaum in die Karten schauen, wie er diese erreichen will. Interessant ist aber, dass im vergangenen Herbst die direkt Fischer unterstellte «Projektleitung Studienreform», quasi die Schaltzentrale der Bologna-Umsetzung, aufgelöst wurde. Dafür ist die entsprechende «Fachstelle» neu an untergeordneter Position im Organigramm angesiedelt.

***Stefan Fischer ist Ex-StuRa-Präsident.**

Gute Plätze im Ranking

Uni/ETH — Ein jährlich erscheinendes Ranking der «Times» stuft die ETH erneut als beste Schweizer Universität ein. Indem sie die ETH international auf Platz 24 einstuft, stimmt die von der britischen Tageszeitung in Auftrag gegebene Studie mit dem ebenfalls bekannten «Shanghai Index» überein. Die Universität Zürich rangiert als viertbeste Schweizer Uni (nach Lausanne und Genf) an 106. Stelle («Shanghai-Index» 53. Platz). Im Vergleich zum Vorjahr haben beide Hochschulen der Limmatstadt einen Sprung nach vorne gemacht: Im vorigen Jahr sah die «Times» die ETH als 40. beste Hochschule der Welt, die Uni war noch an Position 140 rangiert. Die weltbeste Hochschule sei Harvard (USA), meint die «Times». [eba]

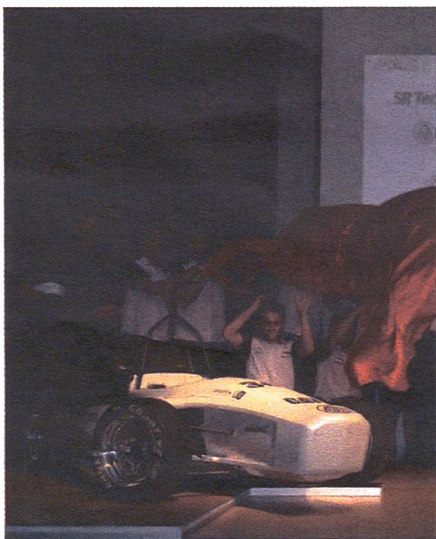
VSETH trat VSS bei

Uni — Der Verein Studierender der ETH Zürich (VSETH) ist dem Verband Schweizer Studierender (VSS) beigetreten. Um genauer zu sein: Die Delegiertenversammlung des VSS, die auch eine Delegation der Uni Zürich umfasst, hat das ehemalige Mitglied wieder in seine Reihen aufgenommen. Damit ist eine unschöne Geschichte zu Ende gegangen. Seit 2002 nämlich liessen sich die beiden ETH-Studierendenorganisationen zusammen mit derjenigen von St.Gallen durch eine konkurrierende Organisation (VSH) auf nationaler Ebene vertreten. Damit repräsentiert der VSS die überwältigende Mehrheit der Schweizer Studierenden. Das stärkt den Dachverband der Schweizer Studierenden vor allem in den Verhandlungen mit den Bundesstellen. [fis]

Rennstall-Knatsch an der ETH

Das Formula-Team der ETH fühlt sich fallen gelassen. Grund ist ein konkurrierendes Projekt mit einem umweltfreundlicheren Motor.

Das Team «Formula Student ETH»...



Als Studenten der ETH im Sommer 2007 mit einem eigenen Rennwagen an der Formula Student an den Start gingen, war das Interesse an den jungen Automachern gross. Die Medien berichteten regelmässig über das Projekt – auch, weil die Erfolge des Wagens mit einem klassischen Verbrennungsmotor nicht ausblieben: Im Wettbewerb, bei dem Studententeams aus aller Welt mit selbst gebauten Rennwagen gegeneinander antreten, fuhren sie in der Spitze mit.

Heute fühlen sich die rund zwanzig autobeegeisterten Studenten, die sich im Akademischen Motorsportverein Zürich (AMZ) vereinigt haben, alleine gelassen. Ihnen fehlen nämlich ein betreuender Professor und Räumlichkeiten an der ETH. Ohne diese Hilfe können sie ihr Projekt kaum weiterführen. Niemand sagt zwar klar, dass ihr Projekt unerwünscht ist, doch die Studierenden müssten Ohren und Augen verschliessen, um solche

... und das «Formula Hybrid Team».



Zeichen zu übersehen.

Für die Spannungen sorgt ein neues Rennauto, welches ein Team aus Studierenden und Assistierenden um den Professor Lino Guzzella entwickelt: das Hybrid-Rennauto «Albula», das auf dem Chassis des ersten gleichnamigen Wagens des AMZ basiert. Guzzella hat nämlich das Formula-Projekt in der Anfangsphase auch unterstützt. Nun ist er mit seinen Schützlinge vom Hybridteam im Rennen: Anfang Oktober hat es in Italien ein Rennen gewonnen. Eigentlich könnten die beiden Mannschaften friedlich koexistieren, aber so richtig klappen will es nicht. Zu unterschiedlich sind die Mentalitäten, die da aufeinanderprallen.

Finanziell auf eigenen Beinen

Da ist auf der einen Seite der AMZ, ein Verein von autobeegeisterten Studenten, die einfach in ihrer Freizeit an ihrem

schnellen Rennflitzer basteln und damit an internationalen Rennen teilnehmen wollen. Finanziell steht der Verein auf eigenen Beinen, die Studenten haben gute Kontakte zur Wirtschaft gesponnen. Von der ETH verlangen sie für ihr Projekt nur einen Raum.

Konkurrenzkampf statt Dialog

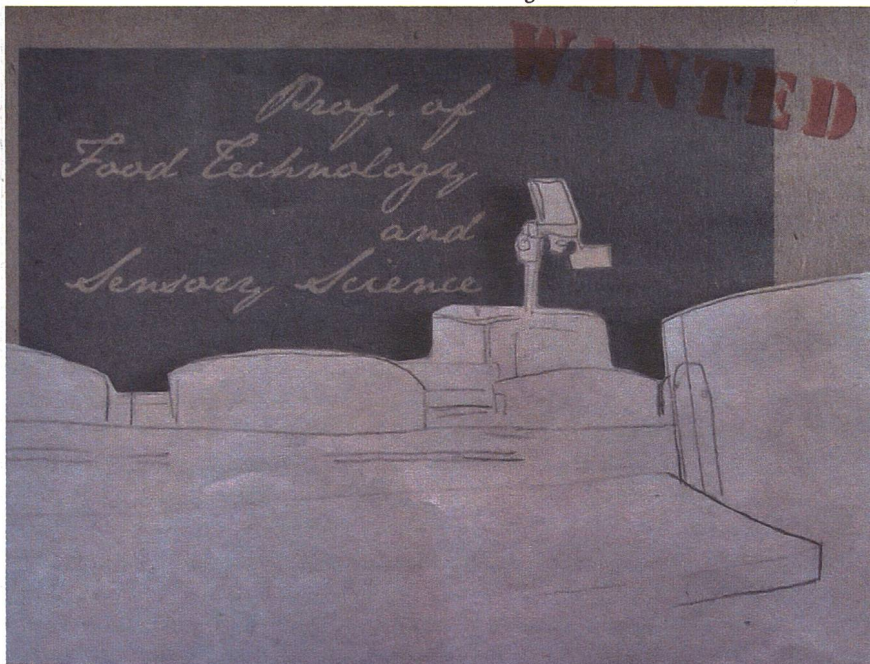
Und auf der anderen Seite, da steht Lino Guzzella, der findet, dass die ETH ihre Verantwortung gegenüber der Umwelt wahrnehmen muss. Auch wenn er es so nicht sagen würde, kann man seine Position erahnen: Ein paar Autostudenten, die an einem konventionellen Rennauto rumwerkeln, müssen von der ETH nicht unterstützt werden. Denn deren neue Ausrichtung, so erzählt Guzzella, bestehe darin, mehr in effiziente und erneuerbare Energien zu investieren und zusätzlich auch auf Elektrizität zu setzen: «Ich gebe beiden Projekten mein Okay, möchte aber, nicht zuletzt wegen der Ausrichtung der ETH, das umweltfreundliche Hybrid-Projekt forcieren», bleibt Guzzella diplomatisch.

Doch hinter geschlossenen Türen wird mit härteren Bandagen gefochten. Die Studenten von Guzzellas Projekt und vom AMZ sprechen von einem Konkurrenzkampf, der auf der ETH-politischen Ebene entschieden wird. Die Position der Studenten in diesem Konflikt ist wenig einflussreich, dafür umso vernünftiger. Die Studenten des AMZ und des Hybrid-Projektes sind sich einig: Am meisten wäre beiden Projekten geholfen, wenn sie die gegenseitigen Erkenntnisse und Erfahrungen weiterhin austauschen könnten.

Professoren gesucht!

Am Institut für Lebensmittel- und Ernährungswissenschaften der ETH ist die Hälfte der Lehrstühle vakant. Es ist nicht einfach, diese wieder zu besetzen.

Weltweit nur schwer zu finden: Professoren für Ernährungs- und Lebensmittelwissenschaften.



An unbesetzten Professuren leiden vor allem die Studierenden: Zu wenig Betreuung, eingeschränkte Fächerauswahl und Vorlesungen, die von fachfremden Dozierenden gehalten werden. «Das Mühsamste ist das Schreiben von Bachelor- oder Masterarbeiten», sagt eine Studentin. Weil zurzeit von der ETH nur die Bereiche Humanernährung, Verfahrenstechnik, Mikrobiologie und Biotechnologie abgedeckt werden können, sei die Auswahl an Betreuungspersonen gering und einseitig. Ausweichen könne man auf die Industrie, aber auch da brauche es jemanden, der von der ETH her zuständig sei. So komme es vor, dass auch interessante Projekte ins Wasser fallen. Vor allem Felix Escher, der die Professur für Lebensmitteltechnologie inne hatte,

wird schmerzlich vermisst. Seine Vorlesung sei beliebt gewesen, und er habe seine Skripts selbst geschrieben.

Dabei sah es diesen Frühling noch gut aus: Physikprofessor Peter Schurtenberger sollte von der Uni Freiburg ans Institut für Lebensmittel- und Ernährungswissenschaften (ILW) kommen. Weil seine Heimuniversität aber eine Million Franken für den Aufbau eines Nanoinstitutes erhielt, blieb Schurtenberger in Freiburg. ETH-Präsident Ralph Eichler entliess ihn schweren Herzens aus dem bereits unterzeichneten Vertrag. Mit dieser geplatzten Berufung, welche die Nachfolge des emeritierten Professors Escher hätte regeln sollen, herrschte endgültig Krisenstimmung am ILW. Zurzeit sind von sechs budgetierten Profes-

suren am ILW drei vakant. In den Jahren zuvor hatten zwei weitere Professoren das Institut verlassen – ohne Nachfolge. «Wir hatten einfach Pech», sagt Dr. Erich Windhab, Professor für Lebensmittelverfahrenstechnik am ILW dazu. Die Vorlesungen im Bereich Lebensmittelbiochemie beispielsweise hält seit zwei Jahren der Oberassistent Giuseppe Manzardo, weitere Veranstaltungen übernehmen Assistierende oder Gastprofessoren. Die Qualität der Vorlesungen und Praktikas sei nach wie vor hochwertig, so Windhab. Einzig zwei Wahlvorlesungen, Enzymtechnik und Lebensmitteltechnik, würden zurzeit nicht mehr gehalten.

«Gute Leute sind selten»

Unterdessen sucht das Institut fieberhaft nach Nachfolgern respektive Nachfolgerinnen für die Professuren. «Wir suchen zwei neue Professoren. Der dritte Lehrstuhl wird auf zwei Assistenzprofessuren aufgeteilt», erklärt Windhab. Doch allzu schnell wird das Institut den Sollbestand nicht erreichen. «Ein Suchprozedere für einen neuen Professor kann ein bis einhalb Jahre dauern», gibt Windhab zu Bedenken. Die Verhandlungen seien langwierig. Dass es Lebensmittelwissenschaftler nicht wie Sand an Meer gibt, macht die Suche nicht leichter. «Gute Leute sind selten», meint Professor Windhab, «weltweit gibt es 20 bis 25 Personen, die sich fachlich und persönlich für die Professuren eignen.» Die neuen Professoren sollen ihre Arbeit im Herbstsemester 2009 aufnehmen. Der nächste Jahrgang wird also voraussichtlich mit vollständiger Besetzung betreut.

«Halbnackte Chicks ziehen einfach immer» Students.ch ist das «Baby» von Adrian Bühler. Mit der ZS spricht er über die beste Schnapsidee, die er je hatte. Und wieso er Grossvater werden will.

Adrian, du warst in der Jury bei der Wahl der 13 Studentinnen für den Campusgirls-Kalender. Neben dir sasssen Branchenprofis wie Karina Berger. Was hattest du in der Jury zu suchen? — Der Kalender war meine Idee. Ich sagte einfach, dass ich in der Jury sitzen will. Abgesehen davon bin ich ein Mann und habe deshalb die natürliche Fähigkeit, die Girls objektiv zu werten. Und es gibt Schlimmeres, als fünf Stunden lang schöne Frauen zu betrachten.

Der Campusgirls-Kalender ist das bisher erfolgreichste Produkt von students.ch. Wie bist du auf die Idee gekommen? — Eigentlich war es ja eine Schnapsidee. Ich dachte einfach: «Sex sells». Alle fanden das eine wahnsinnig innovative Idee. Das stimmt überhaupt nicht. Ich bilde mir darauf gar nichts ein. Es ist einfach ein weiterer Kalender mit halbnackten Frauen. Halbnackte Chicks ziehen einfach immer. So funktionieren Medien. Um das zu verstehen, habe ich ja Publizistik studiert. Für den Kalender erhalten wir doppelt so viele Pressenennungen, wie für alle anderen News von students.ch zusammen.

Also geht es euch beim Kalender hauptsächlich um gute PR? — Auf jeden

INFOS ZU STUDENTS.CH

Die Seite Students.ch wurde 1998 von Jan Vichr erstellt. 2002 gründeten Vichr, Markus Okumus, Frank Renold und Adrian Bühler die Students GmbH. 2006 wurde die GmbH zur amiado AG, welche 2007 durch die Verlagsgruppe Handelszeitung (AxelSpringer Schweiz) aufgekauft wurde – gerüchteweise für einen zweistelligen Millionenbetrag.

Fall. Dank dem Voting auf students.ch, bei dem jeder mitmachen kann, wird die Seite viel mehr besucht. Die Firmen reissen sich förmlich darum, als Sponsoren am Kalender mitzumachen. Aber die Aktion kommt auch bei den Usern gut an – vor allem bei den Frauen. Somit sind alle zufrieden.

Im nächsten Jahr wird es auch einen Uniboys-Kalender geben. Würdest du selber am Wettbewerb teilnehmen, wenn du noch Student wärst? — Nein, absolut nicht. Auch wenn es schöne Männer gibt: Für mich ist Schönheit ein feminines Prinzip. Die Schönheit von Männern ist ein neuer Trend. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Frauen gepupfte Augenbrauen und Babyhaut bei Männern sehr sexy finden. Abgesehen davon hätte ich keine Chance auf einen Kalenderplatz. Es wäre mir auch peinlich zu sagen, dass ich an einem Schönheitswettbewerb mitmache, ich wäre da überhaupt nicht stolz drauf. Aber die Zeiten und Menschen ändern sich eben. Wir haben dieser Entwicklung mit dem Uniboys-Kalender Rechnung getragen.

Adrian, was macht dich stolz? — Dass wir students.ch von einer kleinen, unbedeutenden Seite zu dem gemacht haben, was die Webseite heute ist, macht mich stolz. Jeder im Team hat sehr viel Einsatz gezeigt und wir haben das Baby in den zehn Jahren gemeinsam gross gezogen. Vor acht Jahren waren wir alle noch extreme Greenhorns. Heute sind wir richtige Geschäftsmänner.

Bist du in dieser Zeit nie an deine Grenzen gestossen? — Doch, auf jeden Fall. Als ich das Studium mit einer 5,5 abschloss, jedoch bei students.ch nur

gerade 2500 Franken im Monat verdiente, zweifelte ich an diesem Job. Es war ein extrem unsicherer Arbeitsplatz. Mein Vater war ein gestandener Chemieprofessor an der ETH, er und auch mein Umfeld machten Druck: Man sah students.ch mehr als ein Hobby und fand, ich solle mir endlich einen richtigen Job suchen. Da stand ich schon ziemlich unter Zugzwang. Ich wollte mehr verdienen und wünschte mir einen sicheren Job bei einer angesehenen Firma. Zumal gleichaltrige Kollegen mit 26 schon gestandene, gutverdienende Ehemänner waren.

Hast du einen anderen Job in Betracht gezogen? — Naja, ich bewarb mich schon bei anderen Firmen. Aber diese HR-Tussis mit ihren ewig gleichen Fragekatalogen gingen mir bald auf die Nerven. Als es mit students.ch plötzlich so bergauf ging, hielt ich noch ein bisschen durch – und irgendwann konnte ich mir Wohnung und Ausgang finanzieren. Da liess ich die anderen Optionen sausen und setzte auf students.ch.

Keine schlechte Entscheidung, hat sich herausgestellt. — Nein, überhaupt nicht. Das ist das Beste, was mir im Leben passiert ist. Ich habe das Glück, mit Leuten zu arbeiten, die nicht auf den Kopf gefallen sind und Freude an der Sache haben. Wenn das Team so lange zusammenbleibt, dann ist das extrem «befruchtend». Im Prinzip ist meine eigene Entwicklung und diejenige der Firma in den letzten Jahren parallel verlaufen, in einer Art Symbiose.

Du scheinst ein Gespür für neue Trends zu haben. Welche Trends siehst du im Bereich des Internets auf uns zu kommen? — Das Internet befindet sich

Bedingung für den Kalender war, dass er in der Jury sitzen konnte. «Sex sells», ist Adrian Bühler überzeugt.



in einem konstanten und komplexen Wandel. Einen ersten Trend sehe ich bei Communities wie Facebook. Sie werden die traditionelle Email-Kommunikation grossteils ersetzen, denn sie bieten dem User viel mehr Möglichkeiten. Er kann sich mit seiner virtuellen Identität im Internet bewegen und wird nicht zuge-spamt. Ein weiterer Trend betrifft die Werbung. Diese ist heute im Internet zählbar. Eine Firma weiss genau, wie oft ihr Werbebanner angeklickt wird. Im Gegensatz zu anderen Medien ist das Werbesystem im Internet absolut transparent. Die Firmen sehen genau, wo ihre Werbung am effizientesten ist. Dort werden sie auch investieren. Das setzt uns natürlich unter grossen Druck. Möglicherweise bezahlen Firmen in absehba-

rer Zeit nur noch, wenn ihr Produkt auch tatsächlich gekauft wird.

Kannst du dir vorstellen, dass auch User irgendwann Geld oder Punkte dafür bekommen, dass sie einen Werbebanner anklicken? — Ja, durch die Transparenz wäre das natürlich möglich. Ich könnte mir aber auch vorstellen, dass das schlecht für die Werbung ist. Ein User, der nur auf den Werbebanner klickt, weil er Geld braucht oder Punkte sammeln will, ohne dass er am Produkt interessiert ist, bringt keinen Gewinn.

Sonstige Prophezeiungen? — Ja, ein dritter Megatrend ist, übers Mobiltelefon ins Internet zu gehen. Länder, in denen sich das Internet erst langsam etabliert, überspringen den Computer und nutzen das Internet direkt via Mobiltelefon.

Ist students.ch auf diese Veränderungen vorbereitet? — Durch den Verkauf an Axel Springer haben wir mehr Möglichkeiten denn je. Wir konnten beispielsweise usgang.ch und PartyGuide.ch aufkaufen. Wir haben nach Polen expandiert. Solche Aktionen wären ohne den Verkauf von students.ch nicht möglich gewesen. Wir haben riesiges Potential und können uns den kommenden Trends bestens anpassen.

Gibt es einen persönlichen Traum, den du dir durch den Verkauf nun leisten kannst? — Ich bin wunschlos glücklich. Zum Glück kann man mit Geld nicht alles kaufen. Irgendwann möchte ich eine Familie gründen. Ich wäre gern mal ein Grossvater mit Enkelkindern, die sich nerven, weil sie mich besuchen müssen.

Dem Studium adieu gesagt

Jeder Dritte schmeisst sein Studium hin. Wichtiger als ein Diplom ist Aussteigern ein Segeltörn, ein Interview mit Gölä oder eine Weinsammlung.

Text: Andres Eberhard
Bilder: Lukas Messmer/PD

Nach vier Jahren Studieren wollte Iria etwas ganz anderes machen. Zwar ohne Diplom, dafür mit viel Begeisterung segelt sie jetzt um Europa. Vier Jahre investierte sie in ein Studium der Visuellen Gestaltung. Dann, während dem Diplom, hat sie alles hingeschmissen. Mit ihrem Mann Hans legt sie in diesen Tagen nach einer viermonatigen Reise um ganz Europa in Athen an – mit einem selbstgebauten Katamaran. «Ich hatte immer Zweifel, ob das Studium das Richtige für mich ist», sagt sie. «Ich habe mich an den erfolgreichsten Gestaltern gemessen und war deshalb mit meinen Arbeiten meist unzufrieden.»

Ob man in den Ozeanen umhersegeln will, einem Jobangebot nicht widerstehen kann, in den Prüfungen hängenbleibt oder einfach keine Lust mehr hat: Jeder Dritte beendet heutzutage sein Studium ohne Abschluss. Einen solchen braucht Iria auf hoher See nicht.

Irias Mann Hans ist Bootsbauer. Auch er war ein Studienabbrecher. Die Medizin machte ihn nicht glücklich. Erst als er seine Leidenschaft fürs Segeln entdeckte, versuchte er es mit Geographie – und schloss ab. Heute bieten Iria und Hans Segeltörns an. Vor sechs Jahren begannen sie mit dem Bau des Schiffs, mit dem sie zusammen mit ihrer einjährigen Tochter Moana im Juli im Westen Schwedens ihre Europareise starteten.

Phil I-er brechen häufiger ab

Heute brechen laut dem Bundesamt für Statistik rund 30 Prozent aller Studierenden ihre Ausbildung vorzeitig ab. Die Quote ist stark abhängig von der studierten Fachrichtung. In geistes- und sozial-

wissenschaftlichen Fächern beträgt sie fast 40 Prozent. In technischen Studiengängen steigt nur rund jeder Fünfte ohne Diplom aus. Deswegen hat beispielsweise die Universität Zürich eine ungleich höhere Abbruchquote als die ETH.

Über die Gründe, warum Sozial- und Geisteswissenschaftler ihr Studium so häufig abbrechen, kann nur spekuliert werden. Einerseits lässt sich der Unterschied durch die Methodik der zu Grunde liegenden Studie erklären. Denn die Zahlenakrobatiker des Bundesamtes für Statistik (BFS) geben den Auszubildenden «nur» 10 Jahre Zeit um ihr Studium zu einem Ende zu bringen. Die Langzeitstudierenden, die aus der Wertung fallen, sind zu einem grossen Teil Geistes- und Sozialwissenschaftler. Das heisst, dass diese «Verbliebenen» in der Statistik automatisch als Abbrecher gelten.

Ob das Bologna-System die Anzahl Langzeitstudierender oder die Abbruchquote generell reduziert, ist allerdings noch nicht erwiesen. Denn die vorsichtige Vorgehensweise der Statistiker bedeutet, dass die Analyse eine Dekade nachhinkt – die aktuellsten Zahlen stammen von Studierenden, die ihre Ausbildung im Jahr 1997 begonnen haben. Bis die Studierenden in Bachelor- und Masterstudiengängen in der Statistik auftauchen, ist es damit noch mindestens fünf Jahre zu früh.

Ob das Bologna-System die Auswahl der Studierenden verbessert und damit die Abbrüche reduziert, ist zu bezweifeln. Im sogenannten Bologna-Barometer stellten die Statistiker 2005 – das Jahr der ersten Absolventen unter der neuen Reform – fest, dass nicht weniger Leute

aufhörten zu studieren. Aber die Abbrüche passierten früher. Unsichere Studierende sind heute oft schon nach zwei Semestern weg, wohingegen sie früher ein, zwei Jahre länger mit sich und ihrem Studium haderten.

Keine Lust auf schlechte Referate

Das neue System – für Idealisten wie Manuel Grund genug, es mit dem Studium sein zu lassen. Manuel ist gar kein Fan der neuen Studienreform. Eine komplizierte Sache sei das Ganze, zu starr und zu unflexibel. «Es geht nicht mehr um die Inhalte. Vielmehr wird damit eine Jagd auf Kreditpunkte eröffnet», sagt er. Viel zu oft habe er sich schlechte Referate von Kommilitonen anhören müssen, die es sich auf dieser Jagd leicht machen wollten. «Man geht den Weg des geringsten Widerstands», sagt er. Manuel brach sein Geschichtsstudium nach zwei Jahren ab. Einige Zeit später überlegte er, sich doch noch bis zum Bachelor durchzubeissen, damit er mit einem Master in Sozialarbeit weitermachen kann. Das erübrigte sich, als er die Zusage für ein Praktikum erhielt. Ab November betreut er schwererziehbare Kinder. «Etwas Praktisches machen, das habe ich im Studium vermisst», sagt er.

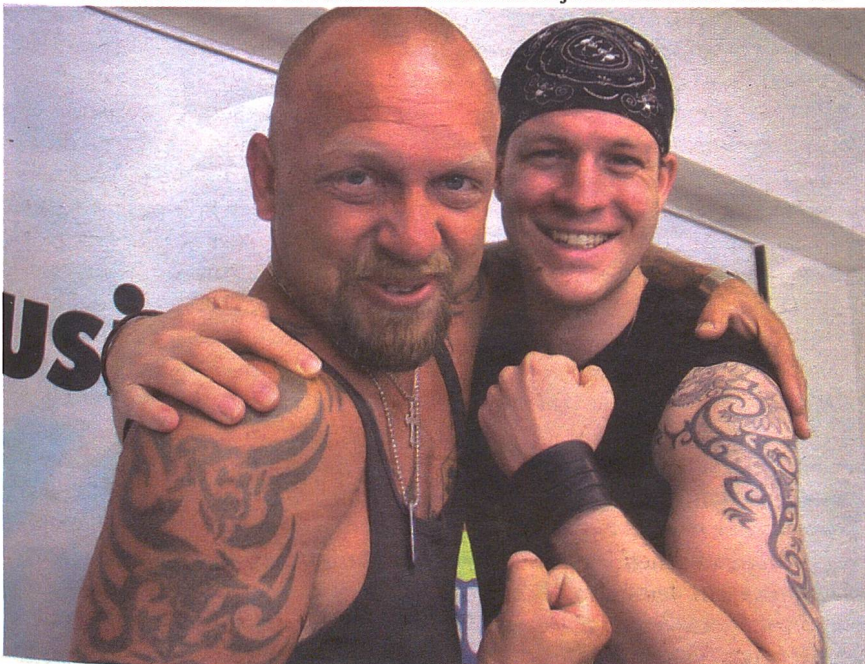
Vom Wurst- zum richtigen Radio

Ein Pragmatiker ist auch Marcel Juen. Er hat es gleich zweimal probiert mit Studieren. Zuerst Betriebswirtschaft, nach zwei Jahren Publizistik. «Die Medien haben mich schon immer interessiert», sagt er zwar. Mit den Pflichtfächern konnte er aber gar nichts anfangen. «Statistik interessierte mich nicht die Bohne.» Marcel

Geschafft! Nach dem Abbruch des Studiums gingen Iria und Hans auf Segeltour.



Gölä stellte im Radiostudio von ex-Publizistikstudent Marcel Juen sein Album «Tattoo» vor.



fiel mit einer Note unter 3 durch. Beim zweiten Anlauf steigerte er sich etwa um eine halbe Note, so genau wisse er das gar nicht mehr. Viel mehr Spass als Quotienten Berechnen bereitete ihm sein Job. Mit Freunden produzierte er beim Schaffhauser Radio Rasa Sendun-

gen. «Wurstradio» nennt er es. Damit sie überhaupt Hörer hatten, mussten sie ihre Freunde überreden, sich übers Internet einzuschalten. Trotzdem gingen sie mit ihren Presseausweisen überall backstage. «Es war pure Trash-Kultur», erinnert sich Marcel. Und es sind gute

«Es sind gute Erinnerungen. Sie sollten seinen Beruf viel mehr vorbestimmen, als es das Studium je hätte tun können.»

Erinnerungen. Sie sollten seinen Beruf viel mehr vorbestimmen als es das Studium je hätte tun können. Heute ist Marcel Moderator beim Zentralschweizer Radio Sunshine. Dort ist er über das Weltgeschehen immer bestens informiert, kann sich mit Amanda Ammann fotografieren lassen und seine Tattoos mit denen von Gölä vergleichen. Und er spürt den «Kick, wenn das rote Lämpchen leuchtet», wenn er live auf Sendung ist. Um etwas zu lernen, sich weiterzubilden, geht er nun andere, pragmatischere Wege. Zurzeit absolviert er eine Ausbildung am Medienausbildungszentrum (MAZ) in Luzern.

Die Weisheit in luftiger Höhe

Auch wenn gerade Ex-Miss Schweiz Amanda Ammann nicht das beste Beispiel ist – denn sie studiert noch immer – erfolgreich kann man auch werden, wenn man das Studium beiseite legt. «Ich scheisse auf die Rechtswissenschaften», sagte etwa schon in frühen Jahren der französische Schriftsteller Gustave Flaubert (1821-1880). «Sie bringen mich um und verblöden mich.» Auch der wohl berühmteste Wissenschaftler überhaupt, Charles Darwin, war kein überzeugter Student. Sein Studium widerte ihn an. Er beklagte sich über langweilige Vorlesungen. Darwin wechselte Studienfach und –ort und promovierte in Cambridge statt in Edinburgh – in Theologie statt in Medizin. Auch in der heutigen Zeit schmeissen prominente Namen ihr Studium hin. Steven Spielberg brach sein Studium der Filmwissenschaften ab und holte den Abschluss erst nach dem Gewinn von zwei Oscars

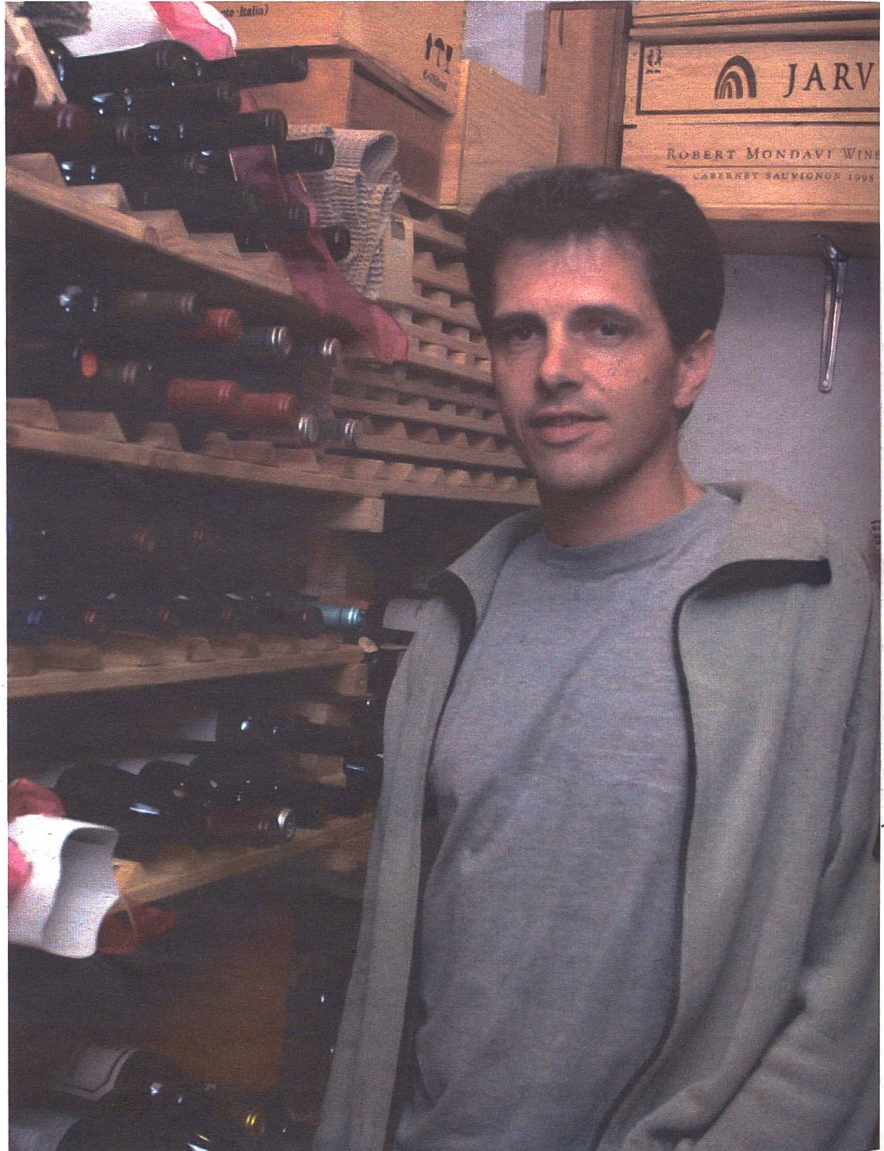
«Marcel hat gelernt, durch Leistung im Job aufzufallen und weiterzukommen. Vielen Absolventen fehlt dieser Wille.»

nach. Microsoft-Chef Bill Gates, Apple-Guru Steve Jobs und Facebook-Gründer Mark Zuckerberg sind weitere prominente Namen einer langen Liste. Sogar der «König von Mallorca», Jürgen Drews, hat vier Semester Medizin studiert. Und Bergsteiger Reinhold Messner schöpfte die Weisheit von der hohen Bergluft, nicht etwa von der Wissenschaft: «Als ich erkannt habe, dass ein selbstbestimmtes Leben wichtiger ist als ein Titel, wurde ich erfolgreich», gibt er den Besuchenden der deutschen Aussteiger-Webseite studienabbrecher.com mit auf den Weg. Sein Studium der Vermessungskunde beendete er vorzeitig.

Nach zehn Jahren abgebrochen

Selbst bestimmt hat auch Marcel Michel sein Leben. Stolze zehn Jahre lang war er immatrikuliert, stand kurz vor seinem Jura-Liz, dann brach er ab. Sein Vater war gestorben, ausserdem hatte er ein Jobangebot von der ZKB. Dort hatte er schon während des Studiums stundenweise gearbeitet. Rechtswissenschaften hatte er studiert, damit er sich nirgends verpflichten musste. Er hatte Zeit um zu reisen, ging in Studienaufenthalte nach Berkeley oder Mexiko, wo er in erster Linie «das Leben genoss». Das Geld dazu verdiente er bei der Bank oder mit dem Handel von Wein. Mit einem Freund ging er mit ein paar Flaschen in Restaurants vorbei und versuchte die Wirte mit einer speziellen Marke zu überzeugen. In seinem Keller stehen noch heute viele teure Flaschen, die meisten für seinen eigenen Gebrauch. Er zeigt auf eine Glasvitrine: «Hier sind auch ein paar Franzosen drin zum Spekulieren», sagt er. Spe-

Marcel studierte zehn Jahre – ohne Abschluss. Geld verdiente er mit dem Handel von Wein.



kuliert hat er auch an der Börse. Mit den Gewinnen und seinem guten Lohn in einer Führungsposition im Bereich der Privatkunden-Betreuung konnte er sich ein Liebhaberauto und eine Harley Davidson leisten.

Marcel's Werdegang ist ein Beispiel dafür, dass auch Studienabbrecher im Beruf erfolgreich sein können. Er hat gelernt, durch Leistung im Job aufzufallen und weiterzukommen. Vielen Absolventen fehlt dieser Wille, sie verlangen mehr und definieren sich durch ihr Abschluss-

diplom, und nicht durch ihre Fähigkeiten. Marcel war lange mit wenig zufrieden. Bis vor fünf Jahren, als er 38 Jahre alt war, wohnte er in einer WG. «Ein Studium hätte vieles vereinfachen können», sagt er. «Als Absolvent wird man als Karriere-Typ angesehen und dementsprechend gefördert.» Marcel verdient heute gut. Um die Karriereleiter ganz hoch zu steigen, fehlt ihm wohl doch das Diplom, dem er einst so nahe war. Doch je älter er wird, desto mehr spürt er, dass Zeit der wahre Luxus ist, nicht Geld.

«Oft braucht es nur einen Kick»

Viele studieren nach einer kurzen Krise weiter, sagt Katja Bluntschli von der Studienberatung.

Interview: Andres Eberhard
Bild: PD

Berät die Studierenden: Katja Bluntschli.



Frau Bluntschli*, kommen viele Studierende zu Ihnen, die im Sinn haben ihr Studium abzuberechnen? — Das ist ein Teil unserer Kundschaft. Pro Jahr beraten wir rund 150 Studierende, davon gehören ungefähr drei Viertel zur Kategorie «Neuorientierung». Das sind Studierende, die eine Alternative innerhalb oder ausserhalb der Hochschule suchen. Nicht wenige von ihnen haben Mühe, sich in die Institution Universität einzuleben.

Mit welchen Studierenden haben sie am meisten zu tun? — Sie kommen aus allen möglichen Fachrichtungen, da gibt es keine Tendenz. Meistens sind es aber Studierende in tieferen Semestern.

Wie stehen die Chancen für Abbrecher auf dem Arbeitsmarkt? — Da müsste der Arbeitsmarkt befragt werden. Aber grundsätzlich kann man sagen, dass ein abgebrochenes Studium ein Nachteil ist. Bricht man ein Studium in den ersten Semestern ab und entscheidet sich für

eine andere Ausbildung oder findet den Einstieg in die Berufstätigkeit, kann das ein gangbarer Weg sein. Einen Abbruch in den oberen Semestern oder gar kurz vor Abschluss des Studiums beurteile ich als heikel. Was wir noch nicht wissen ist, wie sich der neue Uni-Bachelor-Abschluss im Arbeitsmarkt bewährt. Da gibt es noch keine Erfahrungswerte, wir sind aber sehr gespannt darauf.

Den sogenannten Mut zur Veränderung sehen Sie also in einem Studienabbruch nicht? — Aus Sicht des Klienten kann das zutreffend sein. Aber die Sicht der Arbeitgeber ist eine andere. Auf dieser Bildungsstufe sind die Chancen mit einem Papier in der Hand ungleich höher. Ein abgeschlossenes Studium ist ein wichtiger Puzzlestein zum Erfolg — insbesondere in wirtschaftlich schwierigen Zeiten und für den Einstieg in den Arbeitsmarkt.

Was empfehlen Sie also den Studierenden, welche bei Ihnen vorbeikommen und ihr Studium abbrechen wollen? — Wir machen grundsätzlich keine Empfehlungen. Wir schauen uns gemeinsam mit dem Klienten das Problem an und welche Lösungsmöglichkeiten es dafür gibt. Hat sich der Klient wirklich das falsche Studium ausgesucht, oder findet er sich einfach noch nicht im Umfeld der Universität zurecht? Im zweiten Fall braucht er oft nur eine kurzzeitige Unterstützung. Der Sprung von der Kantonschule an die Hochschule ist sehr gross. Viele Studierende brauchen also nur einen «Kick» in Form einer Studienberatung um weiterstudieren zu können.

***Katja Bluntschli ist Leiterin der Studienberatung des Kantons Zürich.**

Rollmöpfe

Der Gürtel ist ein sehr funktionales und sehr dezentes Kleidungsstück. Leider hat der Wildwuchs der modernen Mode auch hier Einzug gehalten. Ein Gürtel sollte ursprünglich folgende unterschwelligeren Botschaften transportieren: bei Frauen Jungfräulichkeit, Keuschheit und ein Gefühl von Unerreichbarkeit. Bei Männern, Kraft, Ausdauer und Potenz. Schliesslich trug die Elite des Mittelalters das Schwert am Gürtel — ein Zeichen von Mehrbesseren.

Was MM nicht in den Kopf will, ist, warum sich junge, hübsche Frauen in letzter Zeit armdicke Lederbänder um den Bauch schnüren. Was «in» ist, schlich sich in den letzten Jahren schleichend den Bauch hinauf in Richtung BH und hat sich dabei vertikal verbreitert. Es gibt da an der Universität Zürich ganz niedliche Studentinnen. Doch direkt unter den Brüsten tragen sie silberne, pinke oder hellblaue Monstergürtel. MM meint damit nicht diejenigen Dinger, die in den Pendelblättern als Superschlankmacher die Seiten zieren. Sondern die, welche häufig mit Make-up durchorchestrierte Jus- oder Wirtschaftsstudentinnen um-, ja fast verschlingen. Das geht nun gar nicht. Was wollen uns diese Mädchen mitteilen? Jungfräulichkeit, Keuschheit, aber eben geklotzt statt gekleckert? Wie soll man über den Bauchnabel Jungfräulichkeit suggerieren können? Statt «noch kein Sex» sagen uns die doch «noch kein Kind». Mal abgesehen davon, dass es einfach schlecht aussieht. Übelst schlecht. Wie Rollmöpfe, die ohne Halt auch auseinanderfallen würden. Diese Gürtel sind auch kein Mittel, um irgendwelche Unschönheiten zu kaschieren. Sie sind nicht einmal praktisch. Sowas ist einfach dumme Mode.

Bei den Männern blieb der Gürtel zum Glück auf der Gürtellinie — bis heute jedenfalls. Wer weiss, was da noch auf uns zukommt. Trotzdem trägt MM weiterhin Gurt — mit einer dezenten Prise Potenz. Und einfach darum, um die Hose am richtigen Platz zu halten. MM ist ja schliesslich keine Frau. Und keusch schon gar nicht.

Von Mark Meussels

Dolder Sports

Kunsteisbahn
Restaurant

So glatt läuft kein Studiengang.

2 für 1 Aktion in der Dolder Kunsteisbahn.

Zwei gehen rein, nur einer bezahlt. Einfach diesen Coupon, einen Studienfreund und die Legi mitbringen. Immer montags bis samstags. Gültig bis 31. Dezember 2008.

Dolder Sports
Adlisbergstrasse 36
8044 Zürich
Schweiz
Tel +41 44 267 70 80
Fax +41 44 267 70 81
info@doldersports.com
www.doldersports.com

HOCHSCHUL Forum

der reformierten Kirche Zürich

«BLEIB ERSCHÜTTERBAR UND WIDERSTEH» (P. Rühmkorf)

Das Programm im Herbstsemester 2008:

Hochschulgottesdienste in der Predigerkirche:

/// «Der Widerstand der Sünde»

Predigt: Friederike Osthof, Hochschulpfarrerin,
Sonntag, 9. November 2008, 11.00

/// «Gehorsam statt Widerstand?»

Predigt: Georg Kohler, Professor für Politische Philosophie
Sonntag, 7. Dezember 2008, 11.00

Jeweils 11 Uhr in der Predigerkirche, anschliessend Apéro

Begegnungen, Kurse, Beratung:

/// Jeden Freitag *Mittagsbeiz im Studierendenfoyer*, 12.15

/// *Grundwissen Islam – im Koran lesen*, ab 5. November

/// *Internationaler Studierenden-Brunch*

Samstag, 8. November 2008 – Thema Montenegro

Samstag, 6. Dezember 2008 – Thema Projekt EPIL

/// *Gospel Sing Along*

Dienstag, 2. Dezember 2008, Aula, KOL-G-201, Uni Zentrum

» Mehr Infos und weitere Veranstaltungen:

www.hochschulforum.ch

100 Top-Unternehmen. 5.700 freie Stellen. Direkt vor Ihrer Haustür.

Hobsons Absolventenkongress 4. Dezember 2008, Messe Zürich

- Die grösste Jobmesse der Schweiz
- Insider-Infos zu Karrierestart und Branchentrends, kostenlose CV-Checks
- Jetzt gratis anmelden unter www.absolventenkongress.ch

hobsons
Die Karriereschmiede

Premium-Aussteller am Kongress:

ALSTOM

Holcim

KPMG

LIDL

UBS



Redcharly

Text: Sabina Galbiati
Bild: PD

Redcharly ist auf dem Vormarsch! Mit ihrem Erstlingswerk «Shot by the Muse», das am 24. Oktober in den Plattenläden erschienen ist, rockt sich die Stadtzürcher Band auf internationales Niveau. Die Plattentaufe am 30. Oktober im Abart markierte denn auch einen Wendepunkt im Lebenslauf von Redcharly. Sie wollen entweder alles oder nichts. So zumindest lautet ihr Fazit nach einem halben Jahr intensiver Studioarbeit. Auf dem Boden geblieben sind sie aber trotzdem. «Wir wollen vorerst nur durch die Schweiz touren und unser Album vorstellen», erzählt Siro Müller, Drummer von Redcharly. «Wenn wir das Publikum mit unserem Sound begeistern können, dann werden wir in absehbarer Zeit sicher auch das Ausland bereisen.»

Die Frage, ob während der Produktion des Albums je Zweifel am erhofften Erfolg aufkamen, verneint Siro entschieden. Es gab zwar kleinere Zwischenfälle, beispielsweise kam Sänger Michi mal mit der Gitarre einer anderen Band zur

Probe, was er erst beim Spielen bemerkte. Ansonsten scheint Redcharly eine eingeschworene Bande zu sein. Von solchen «Peanuts» lassen die Jungs sich nicht irritieren. Sogar einen gemeinsamen Lieblingssong haben die vier Musiker: «Soldier» – der rockte live am meisten.

Die zwölf Besten

Wie aber klingt denn nun eigentlich die vielgelobte Scheibe? Eins ist sicher: Mit Kopfhörern rockts erst richtig. Die vier Komponenten Gesang, Gitarre, Drums und Bass geben erst dadurch ihre «Liebe zum Detail» preis. Melodiöse Riffs, gemischt mit einer guten Portion Ami-Rock und dunklem Pop ergeben zeitgemässe und doch unverkennbare Rocksongs vom Feinsten. Die charakterstarke Stimme von Michi Frei verleiht den Songs eine Tiefe und emotionale Kraft, wie man sie nicht oft zu hören bekommt.

Die Instrumente von Gitarrist Stefan Wyss, Bassist Oli Gfäf und Drummer Siro Müller scheinen zu einem einzigen

zu verschmelzen, was nicht zuletzt einer aufwändigen Produktion durch Matthias Hillebrand-Gonzalez zu verdanken ist. Gemeinsam mit der Band feilte er an jedem Song mit, bis die besten Zwölf wirklich die Besten waren.

Zeitgemäss ist nicht nur der Stil von Redcharly, zeitgemäss sind auch die Texte. Wer nun an die üblichen Songs über Beziehungskisten oder Heimweh denkt, hat weit gefehlt. Redcharly befassen sich zwar in ihren Songs auch mit den seelischen Abgründen, wie sie jeder kennt, aber dies ist nur ein Aspekt der Texte. Die Band setzt sich auch kritisch mit gesellschaftlichen Themen auseinander. Da geht es um Gewalt im Song «Step up», um Waffenbesitz in «Soldier» oder Rassismus in «The Plot».

Fazit: Eine geniale Scheibe, die man sich auf jeden Fall anhören sollte.

Verlosung: Gewinne 3 × 1 CD «Shot by the Muse», Teilnahme möglich bis 10. November übers Internet: www.zs-online.ch/verlosungen



Wärtsilä Switzerland Ltd is a fully-owned subsidiary by Wärtsilä Corporation, a Finnish engineering company focussing on the marine and energy markets with products, solutions and services.

Wärtsilä in Switzerland, located in Winterthur, is the centre of excellence for low-speed two-stroke marine diesel engines. These engines are utilised for the propulsion of all types of deep-sea ships world-wide, including tankers, bulk carriers, car carriers, general cargo ships and container ships right up to and including the world's largest cargo ships. The company continues the long tradition of the Sulzer Diesel business which started in 1898.

The company has extensive state-of-the-art research and training facilities in the Diesel Technology Center located in Oberwinterthur. The majority of our colleagues are located in the office premises in the town centre working on all aspects of research and development, design, licensing, manufacturing support, marketing, sales and service support.

Wärtsilä Switzerland Ltd

Kontakt:

Human Resources
Zürcherstrasse 12
PO Box 414
8401 Winterthur
Tel. 052 262 36 05
HR-WCH@wartsila.com
www.wartsila.com;
www.wartsila.ch

Branche:

Marine Engineering
Machine Engineering

Gesuchte Fachrichtungen:

Engineering
IT
Business economy
Mathematics & Sciences

Kultur



Monday Night Magic

Wer will sich nicht wieder einmal verzaubern lassen und dem Alltag entfliehen? Nicht nur das, sondern auch staunen, träumen, sich einer Illusion hingeben. Ab dem 27. Oktober wird dies zur Realität. Im Theater Stok, einem alten Weinkeller am Hirschengraben, laden Magier aus sämtlichen Ecken der Welt zum grössten Zauberspektakel Zürichs ein. Bekannt unter dem Namen «Monday Night Magic» bietet die Vorstellung von Zauberei bis Mentalmagie alles, was das Herz begehrt. Einer alten Kunst wieder Leben einzuhauchen, ist das Ziel der Magier. Und dieses Ziel haben sie bereits im vergangenen Frühjahr in Angriff genommen, indem sie drei restlos ausverkaufte Shows organisierten. Höchste Zeit also, dass nach New York, London und Berlin auch Zürich einen regelmässigen Zaubereabend bekommt.

Wer sich in den kalten Monaten des Jahres verwöhnen und verzaubern lassen möchte, bestellt sich am besten die Tickets für einen Montagabend im Theater Stok unter tickets@mondaynightmagic.ch. Wer nach diesem miraculösen Erlebnis auf dem Laufenden bleiben will oder mit den Zaubernern einen Schwatz halten möchte, der sehe sich die Gruppe «Monday Night Magic» auf Facebook an. Auch wenn Magie und Zauberkunst eine Jahrhunderte alte Tradition pflegen, leben ihre Verfechter nicht hinter dem Mond. [gal]

Was: Monday Night Magic

Wann: 15. Dezember, 18.30 Uhr

Wo: Theater Stok

Verlosung: Gewinne 2 x 2 Tickets, Teilnahme möglich bis am 10. November übers Internet: www.zs-online.ch/verlosungen



Yael Naim

In Frankreich ist die 30-jährige Yael Naim bereits ein Star. Hierzulande gilt die Tochter tunesisch-jüdischer Eltern noch als Geheimtipp. Ihr Song «New Soul» dürfte dennoch den meisten ein Begriff sein. Als Untermauerung für die Werbekampagne eines renommierten Computerherstellers erreichte die Single solche Bekanntheit, dass sie innerhalb kürzester Zeit den Sprung in die US-Charts schaffte. Ein geschichtsträchtiger Moment, denn noch nie zuvor war ein israelischer Song in die amerikanischen Top Ten vorgestossen.

Yael Naim pendelt zwischen Paris, ihrem Geburtsort, und Tel Aviv, dem Ort ihrer Kindheit. Dieser multikulturelle Hintergrund lässt sich auch in ihrer Musik ausmachen. Der zerbrechlich-klare Gesang, mal in Hebräisch oder Französisch, dann wieder in Englisch, steht im Zentrum. Die Instrumentalisierung wird bewusst minimalistisch arrangiert. Neben klassischen Instrumenten werden auch ungewöhnliche Stilmittel wie Vogelgesänge oder Wasserrauschen eingesetzt. Trotzdem drifft die Musik des jungen Talents nie ins Esoterische ab. Dank dezenten und stilvollen elektronischen Programmierungen schafft die Künstlerin den Spagat zwischen Worldmusic und melancholischem Pop.

Im Zürcher Kaufleuten wird Yael Naim gemeinsam mit ihrer Band das aktuelle Album vorstellen. Mit im Gepäck hat sie dann hoffentlich auch ihre etwas andere Interpretation des Britney Spears-Hits «Toxic». [fal]

Was: Yael Naim

Wann: 19. November, 20 Uhr

Wo: Kaufleuten

Verlosung: Gewinne 2 x 2 Tickets, Teilnahme möglich bis am 10. November übers Internet: www.zs-online.ch/verlosungen



Polyball

Genug von den Poloshirts und den Lederjacks? Hast du den Wunsch, deine Kommilitonen mal ohne die übliche trendy Studierendenuniform zu sehen und dich selber mal so richtig aufzubrezeln? Da gibt es nur eins: am 29. November den diesjährigen Polyball besuchen. Dort drehen sich glänzende Abendroben in der Musik und Krawatten werden genauso zurechtgerückt wie aufwändig drapierte Haarprachten. Dieser alljährliche Anlass ist die ideale Gelegenheit, jegliche studentische Pflichten für einen Abend zu verdrängen, um sich in den altherwürdigen Gebäuden der ETH so richtig zu amüsieren.

Die Musikacts, die heuer verpflichtet werden konnten, sind erstklassig wie eh und je; so wird zum einen Roger Cicero, der König des deutschen Swings, mit seiner Big Band die Ballbesucher sicherlich dazu anheizen, das Tanzbein zu schwingen. Des weiteren spielen der Schweizer Popmusiker Michael von der Heide und das Larry Woodley Funky Trio auf, das Jazzfreunden bestens bekannt sein dürfte. Doch nicht nur die Ohren werden mit Zuckerchen verwöhnt, auch auf ausgefallene kulinarische Genüsse kann man sich freuen. Von Italienisch, über Mexikanisch, bis hin zu Asiatisch steht dem zarten Studierendengaumen alles zur Auswahl, am Morgen früh wird zum Abschluss der Ballnacht sogar noch ein Frühstück angeboten. Wer bis zum Frühstück durchhalten und dabei das Gesicht wahren möchte, kann sich jederzeit beim Beauty Corner Frisur und Make-up richten lassen.

Kurz, ein aussergewöhnlicher Abend, umgeben von schönen Menschen, guter Musik und leckerem Essen. Wer sich dies entgehen lassen will und lieber im Poloshirt zu Hause lernt: selber schuld! [jak]

Was: Polyball

Wann: 29. November, 19 Uhr

Wo: ETH Hauptgebäude

Verlosung: Gewinne 3 x 2 Tickets, Teilnahme möglich bis am 10. November übers Internet: www.zs-online.ch/verlosungen

Da geh' ich hin

Was — Camille

Wann — 6. November, 20 Uhr

Wo — Kaufleuten

«Was diese Frau mit ihrer Stimme anstellt, das kann einem glatt den Atem ver schlagen», heisst es auf der Homepage der französischen Vokalkünstlerin Camille – und lässt sich nur bestätigen. Bis auf vereinzelte Pianopassagen verzichtet die Pop-Avantgardistin in ihrem aktuellen Album «Music Hole» auf herkömmliche Instrumente. Stattdessen veranstaltet Camille gemeinsam mit zahlreichen Bodyperkussionisten ein musikalisches Feuerwerk aus postmodernem Pop, furiosem Funk und R'n'B. Nuancen von Björk, Tori Amos und Edith Piaf erklingen, ohne dass sich Camille von ihrem ganz eigenen Musikstil löst. Dieser ist ohne Zweifel einer der vielseitigsten, die momentan den Musikmarkt beglücken. Körperperkussion, minimalistische Trance, tiefer Bass und Kehlkopfgesang vereint Camille mit dem Chanson-Gefühl von Musicals.

Ihre Texte sprechen über die verschiedensten Facetten des Lebens, sind

von politischer Brisanz und mit beissender Ironie gewürzt. Man fragt sich zurecht, woher die überwältigende Vielfalt in Camilles Musik rührt. Schon als Teenagerin widmete sie sich dem Ballett, entwickelte grosses Interesse für amerikanische Musicals und Bossa Nova, eine brasilianische Musikrichtung, die Samba- und Jazzelemente verbindet. Später kombinierte sie Einflüsse von 70er-Soul, Folk der 60er, klassischer Chanson und ihr ausgeprägtes Faible für Sprache. Heute ist Camille Frankreichs grösste Vokalkünstlerin. Ihr Konzert am 6. November im Kaufleuten darf man sich keinesfalls entgehen lassen. [gal]

www.myspace.com/camilleoofficial

Verlosung: Gewinne 3 x 2 Tickets, Teilnahme möglich bis am 4. November übers Internet: www.zs-online.ch/verlosungen.

Da geh' ich nicht hin

Was — Das Haus

Wo — Langstrasse 83

Zuerst war das Glattzentrum in Wallisellen, danach Sihlcity in der Brunau und jetzt also das Haus in der Langstrasse. Laden – Café – Klub. Das Sihlcity für den trendig-urbanen, coolen Menschen. Pardon, ich meine natürlich den jungen über Achtundzwanzigjährigen und die, die sich hübsch genug gemacht hat, um als 28-Jährige gerade noch so durchzugehen. Aber wahrscheinlich tue ich dem Klub vom Haus unrecht. Wahrscheinlich sind da Herr Ehrlichwitzig (36) und Frau Liebkug (28) zu finden, wie sie hemmungslos stilsicher mit den Füessen zu Funk- und Soulraritäten wippen, am Bier und am Cüpli nippen und von Zeit zu Zeit Ausschau halten nach neuen Mitgliedern. Denn Zutritt zum Partykeller gibt es nur für Besitzer der Hauskarte. Das ist höchst unpraktisch für Studierende, die in ihrem Portemonnaie kaum Platz für Legi und Kopierkarte haben. Aber vielleicht, wenn das Legifach im Portemonnaie frei wird und ich alt genug bin. [saq]

Wir sind hier,
direkt an
Ihrer Seite.
Wir unterstützen
Sie mit
intelligenten,
innovativen
und besonders
wirtschaftlichen
Tintenlösungen.
Für den Farb- und
Fotodruck und
zum Faxen,
Kopieren und
Scannen.

Brother.
At your side.



Die neue Tintengeneration.
Farbstark. Brillant. Funktional. Schnell.
Und erstaunlich günstig.
Infos unter www.brother.ch


Brother 50 years
in Europe

brother
at your side®

10.—

Kette



Mon Bijoux, Salzburg

600.—

Kathrin, 24, Jura



Stiefel: 170.— Tiefenbach; Leggings: 30.— KOOKAI; Kleid: 170.— KOOKAI; Jacke: 230.— Sisley

12.—

Taschenofen vom Scout Store, Rapperswil.



Nein, es ist kein Schminketu! Auch kein Maniküreset. Zugegeben, auf den ersten Blick könnte man das mit grünem Samt überzogene Metallkästchen gerne damit verwechseln. Es handelt sich aber um einen so genannten Taschenofen. Jetzt, da die Temperaturen wieder sinken und der Winter an die Tür klopft, nehme ich die «Eierheizung», wie das Ding auch genannt wird, gerne hervor.

Unternehmen haben seit wenigen Jahren die kleinen auf chemischer Basis funktionierenden Heizkissen entdeckt und verteilen sie als Werbegeschenk an winterlichen Tagen. Ein kleiner Klick des Metallplättchens genügt und das mit einer Salzlösung gefüllte Kissen verfestigt sich und gibt während den folgenden 20 Minuten Wärme ab. Das Ganze ist nett, wärmt aber nicht wirklich. Und abgesehen davon: Wer nimmt auf Bergtouren einen Wasserkocher mit, um ein kleines Kissen durch Erhitzen wieder zu reaktivieren? Wer längere Zeit beheizt werden will, auf Bergtouren, beim Zelten im Schlafsack oder beim Eisfischen, setzt auf die seit Jahrzehnten bewährten natürlich beheizten Kleinöfen. Neben all den GPS-Geräten, iPhones, und

Flatscreens in den Bergstationen, wollen wir doch gerne mal wieder etwas Simples im Gepäck.

Der mit einem Kohlestick betriebene Taschenofen hat schon etwas Archaisches an sich – Feuer, Glut, Wärme. Nicht mehr, nicht weniger. Das ist fast, wie wenn man wieder mit Schreibmaschine und Briefpost kommunizieren würde. Seltsam ist das Gefühl schon, wenn man sich glühende Kohle in die Hosentasche schiebt – funktioniert aber super! So wie die Briefpost heute noch funktioniert, klappt auch mit Feuer unterm Arsch.

Der auf Kissen gebettete Kohlestick gibt, einmal angezündet, je nach Luftzufuhr rund fünf Stunden konstant Wärme ab. Riecht man nach dem Aufwärmen ab und zu an den Händen, könnte man sich schon fast an ein gemütliches Lagerfeuer versetzt fühlen.

Und wenn dich dann die nächste Brise aus dem Tagtraum reisst, bist du erst richtig froh um das Teil. Denn du weisst, dass es auf der Alp weit und breit keine Möglichkeit gibt sich aufzuwärmen. Höchstens in der nächsten Bergbeiz, das ist aber sowieso nur etwas für Touristen und Weicheier.

Leider habe ich im EM- und Sommerferien-Trubel mein in den letzten Semestern von exzessivem Wertverlust geplagtes Investmentgame-Spielkonto komplett aus den Augen verloren – wahrscheinlich wäre ich aber sowieso unterdessen ein Rettungsfall. Konsequenterweise muss ich jetzt ein bescheideneres, portraitloses und einspaltiges Kolumnistenleben verbringen. Ein Blick in die Presse verrät aber, dass ich anscheinend nicht der einzige bin, der sich momentan mit etwas weniger begnügen muss. Da kann der ehemalige Chefbanker der Nation aus Kleinbasel nicht nur keine Championsleague-Tore seines Heimatclubs geniessen (Basler-Zeitung: «Chancenlos, peinlich, deklassiert»); die fiese Regenbogenpresse will von ihm (mit ähnlichen Worten) auch noch das Salär vergangener Zeiten zurückbezahlt sehen. Ein Schicksal dieses ospelschen Ausmasses bleibt mir immerhin erspart.

Ein tieferer Blick in die Wirtschaftsseiten bringt zum Glück aber auch einige krisenresistente Branchen zum Vorschein. Durex zum Beispiel vermeldete in den letzten sechs Monaten um 22 Prozent höhere Verkäufe – ob dies daran liegt, dass die Bürger sich unter der Decke vor dem Weltuntergang verstecken? Oder können sie sich schlichtweg keine Kinder mehr leisten?

Daneben lässt sich aber anscheinend auch mit einsameren Krisenbewältigungsstrategien gut Geld verdienen: Die Aktie des amerikanischen Budweiser-Bierbrauers Anheuser-Busch zum Beispiel stieg seit Jahresbeginn immerhin um gut 20 Prozent. Nicht nur die Finanzexperten, auch die Arbeiter erwarten also eine Rezession: Studien ergaben, dass höhere Arbeitslosenquoten mit mehr Rauschtrinken einher gehen.

Bleibt nur noch die Frage, ob das nächste Mal, wenn der zwangsvollstreckte Bürger Geld für etwas Ablenkung abheben will und sich der Automat mit «Ungültiger Betrag. Momentan verfügbar: 32.50» verweigert, dabei das eigene Vermögen oder das der Bank gemeint ist.



«Ein Freund schuldet mir 340.– und findet immer Ausreden. Wie erhalte ich mein Geld zurück?»

Hermann Hesse — Die Sorge um das Materielle zeichnet dich als Kindmensch aus. Werde erwacht, wende dich als Suchender den grossen Fragen des Lebens zu.

Josef Stalin — Feigling! Er beraubt dich deiner Lebensgrundlage! Verteidige deine Heimat mit allen Mitteln!

Hesse — Erkenne, dass du über dem Kindmensch stehen kannst, wenn du in dich gehst und deine Suche nach der höheren Weisheit beginnst.

Stalin — Wenn du ihm weiter nachgibst, wird er dich gnadenlos zerstören, dein Brot essen, deine Frau erobern.

Hesse — Ein Leben in Lust und Frust, Gier und Liebe ist wie ein Leben als Blatt im Wind: Du wirst willkürlich herumgeblasen. Finde die Kraft des Universums in deinem Herzen.

Stalin — «Nicht ein Schritt zurück» muss deine Parole sein! Deine Zögerlichkeit schwächt dich und stärkt ihn. Nur mit strengster Disziplin und Tapferkeit kannst du ihn bezwingen, zurückdrängen und vernichten.

Hesse — Mit Zwang und Gewalt wirst

du nichts erreichen. Sei ein leuchtendes Vorbild, vergib dir selbst die Schuld – sei nicht verbittert über materielle, unbedeutende Dinge. Der Pfad der Erleuchtung wird erhellt mit Liebe.

Stalin — Ertrage nicht aus Mangel an Disziplin die Niederlage. Nimm dir deinen Feind zum Vorbild, lerne von ihm, schlage ihn mit seinen eigenen Waffen. So haben es schon unsere Vorfahren erfolgreich vollbracht.

Hesse — Das Om fliesst durch dich und durch deinen Freund, ihr seid das Universum, und das Universum ist euch. Leihst du ihm Geld, so hast du es auch dir selbst geliehen. Seine Schuld ist deine Schuld.

Hermann Karl Hesse
(* 2. Juli 1877, † 9. August 1962)

Josef Wissarionowitsch Stalin
(* 18. Dezember 1878, † 5. März 1953)

Bewegend: «Siddharta» – Hesse erforscht die indische Mythologie.

Unterhaltsam: «Nicht einen Schritt zurück!» – Stalins berühmter Befehl an die Front.

Intimrasur

Dafür

Was unterscheidet den Menschen vom Affen? Richtig, die Körperbehaarung. Nun gut, es mag nicht der einzige Unterschied sein, aber er ist definitiv nicht unwesentlich. So sind wir froh, kein pelziges Fell durch heisse Sommertage tragen zu müssen, kein Geleeverbrauch von zwei Kilogramm pro Clubbesuch zu haben. Pickel auszudrücken ist auch viel einfacher, da man diese unter den vielen Haaren nicht finden würde. Und nun stellt sich die Frage, ob wir den Intimbereich dem haarigen Wildwuchs einfach so überlassen sollen. Es wäre doch gerade zu ironisch: Da geben wir hunderte, ja tausende von Franken im Jahr aus, um unsere Kopfhare ins rechte Licht zu rücken und der Intimbereich soll ungeschoren davonkommen? Mittlerweile haben auch Männer den Vorteil rasierter Beine entdeckt, Achselhaare haben den Charme aus den 70er-Jahren verloren und am vierten Tag macht sich jeder über seinen Dreitagebart Gedanken.

Es ist also unausweichlich, dass wir uns gerade im Intimbereich ebenfalls pflegen und uns eine gute Frisur untenherum gönnen. Denn was in der Suppe stört, stört auch bei der oralen Befriedigung. Dem dürften wohl Frauen und Männer zustimmen. Wer sich im Intimbereich rasiert, tut vor allem dem Partner, sei es in einer ernsthaften Beziehung oder in einem wilden, leidenschaftlichen und ungehemmten One-Night-Stand, einen Gefallen.

Aber auch für sich selbst bringt eine Intimrasur Vorteile. Für Flöhe, Bakterien und andere unangenehme Juckreizauslöser gibt es keinen wirklichen Nährboden, womit man sich lästiges Kratzen während Präsentationen oder in sonstigen unpassenden Momenten ersparen kann. Es gibt nichts Peinlicheres, als im ungünstigsten Moment ein Juckgefühl zwischen den Beinen zu haben. Früher konnte man das Kratzen zwischen den Beinen noch als eigene Interpretation von Michael Jackson verkaufen, doch dieser Zug ist längst abgefahren.

Zudem kann das Rasieren des Intimbereichs eine entspannendes Ritual in der Dusche sein. Doch eine Bitte, an all jene, die in WGs wohnen: Unbedingt danach die Haare aus dem Ablauf entfernen, deine Mitbewohnerinnen und Mitbewohner werden es dir danken.

Von Mirko Hofmann

Dagegen

Spätestens seit Charlotte Roches Roman «Feuchtgebiete» wissen wir: Intimrasur ist lebensgefährlich! Selbst wenn man sich nicht absichtlich verletzen will, wie es Roches Hauptfigur tut, kann ich mir Angenehmeres als Rasierklingen vorstellen, um damit da unten rumzufummeln. Denn ist die Klinge einmal falsch angesetzt, helfen auch Tampons nichts mehr. Männer setzen sich der akuten Gefahr aus, sich aus Versehen etwas Wichtiges abzuschneiden.

Deshalb sage ich: Zurück zur Natur! Selbstverständlich sollte dieser Prozess in Mass vor sich gehen, vorsichtiges (!) Stutzen ab und zu liegt da durchaus im Bereich des Möglichen. Aber beim Gedanken an glatt rasierete Bienchen und Blümlein schnürt sich mir echt der Hals zu. Wer so etwas schön findet, ist doch pädophil! Und kommt mir jetzt nicht mit den Vorteilen, welche die Glattrasur bei einem Blowjob bietet – da hat man noch ganz anderes im Mund, wen stören da die paar Haare? Ausserdem ist ein radikaler Kahlschlag einfach nur langweilig. Alles liegt bereits ausgepackt da und die Vorfreude bleibt auf der Strecke. Wie beim Päckchenauspacken an Weihnachten, wenn man sich durch unzählige Papierschichten hindurchwühlt, um zum heiss ersehnten Schatz zu gelangen – die Vorfreude macht es aus. So ist es doch viel spannender, sich durch dichten Dschungel zu kämpfen, immer auf der Suche nach der seltenen Schlange, der geheimnisvollen Quelle, dem sagenhaften Vogelneest.

Ein weiteres Problem beim Rasieren: Glatt rasiert bedeutet sowieso nur für ein paar Stunden auch wirklich glatt. Alle Frauen und schon lange nicht mehr nur schwimmende oder velofahrende Männer wissen, dass die Gillette-Models lügen. Nach zwei Tagen fühlt man sich tatsächlich wie eine Göttin – wie eine Göttin der (Stoppel-)Felder! Die einzigen Alternativen zur Klinge sind Wachsen oder Epilieren. Dies sollte allerdings gut überdacht werden. Denn bis man wieder normal laufen, geschweige denn Sex geniessen kann, sind die Haare sowieso schon wieder nachgewachsen.

Wozu also der ewige Kampf gegen die Stoppelei? Ja, ich weiss schon. Unsere rasier- und verjüngungswütige Gesellschaft verlangt es und woher soll mann/frau beim ersten Date schon wissen, ob das neue Gegenüber rebellisch oder doch eher angepasst ist? Da gibts wohl nichts anderes, als sich vorsichtig anzutasten. Und seht es doch mal so: Frisch gewaschene Haare glänzen, verströmen einen verführerischen Duft und fühlen sich seidenweich an. Alle Haare.

Von Mirjam Sidler

Reisen

Text: Mirko Hofmann
Bild: Anna Büsching

powered by...

STA TRAVEL

www.statravel.ch

«Ich gönne mir mal was»

Budgets von Studierenden sind in der Regel klein. Doch in den Ferien schlagen einige schon mal über die Stränge und frönen dem Luxus.

Alexander Breitenmoser* sagte sich vor rund einem Jahr: Nur Fliegen ist schöner. Und so hat er seine neue Leidenschaft entdeckt: das Gleitschirmfliegen. Die Freiheit über den Wolken schien grenzenlos. Nach dem Winter investierte Alexander in weitere Flugstunden und ein eigenes Equipment, alles in allem bezahlte er dafür rund 8000 Franken.

Obwohl der Publizistikstudent normalerweise das einfache Reisen mag, hat er sich von seinem Fluglehrer zu einer Woche Flugferien auf den Azoren animieren lassen. Was genau dies bedeutete, war er sich im Vornherein nicht wirklich im Klaren. Denn anstelle von Individualität, frei nach Lust und Laune, waren frühes Aufstehen, Flugübungen und allgemein viel Programm angesagt.

Das Angebot mit Flug und Hotel, inklusive Fluglehrer, kostete etwas über 2000 Franken. Doch Alexander hatte schnell einmal genug, setzte sich an manchen Tagen von der Gruppe ab und wollte die Ferien nach seinem Gusto geniessen. So relaxte er am Pool und verbrachte viel Zeit in den heissen Quellen. «Ich brauchte Ferien und hatte einfach keine Lust auf stressiges Flugprogramm», gibt Alexander offen zu.

Doch fehlinvestiert war seine Flugwoche nicht. «Immerhin konnte ich feststellen, dass Gleitschirmfliegen nun doch nicht zu meinen zukünftigen Hobbies gehören wird», sagt er. Denn unmittelbar nach dieser Intensivwoche hatte er genug vom Gleitschirmfliegen und verkauft nun sein Equipment. Und trotz

der hohen Ausgaben genoss der 27-Jährige das Nichtstun und die Schirmchendrinks. Als Werkstudent verdient er seine Bröckchen selbst und arbeitet in einem Pensum von 50 Prozent.

Badeferien für 1500 Franken

Mit Ferienausgaben, die ein Monatsbudget oder mehr überschreiten können, steht Alexander schliesslich nicht alleine da. Im Schnitt geben Studierende gemäss STA Travel, dem weltweit grössten Anbieter für Flüge und Hotels speziell für Studierende, 1500 Franken für eine Woche Ferien aus, meist ein- bis zweimal im Jahr. Am beliebtesten seien Badeferien und Citytrips. Verreist wird dabei am häufigsten mit dem Flugzeug. Der grosse Vorteil an Komplettpaketen liegt darin,

50% new ISIC on your ISIC

Profitiere von über 38'000 Discounts weltweit!

- Heathrow & Gatwick Airport Train: 25% auf jedes Ticket
- Skipass Lenzerheide: 33% Reduktion
- STA Travel Shop: CHF 100 Reduktion auf STA Travel Sprachkurse
- Guggenheim Museum in New York: 5 USD Preisnachlass
- ... und vieles mehr!

Bestelle jetzt eine International Student Identity Card via www.isic.ch, vermerke als Kommentar «ZS» und du erhältst deine neue ISIC für 10.– anstatt 20.– CHF.

isic

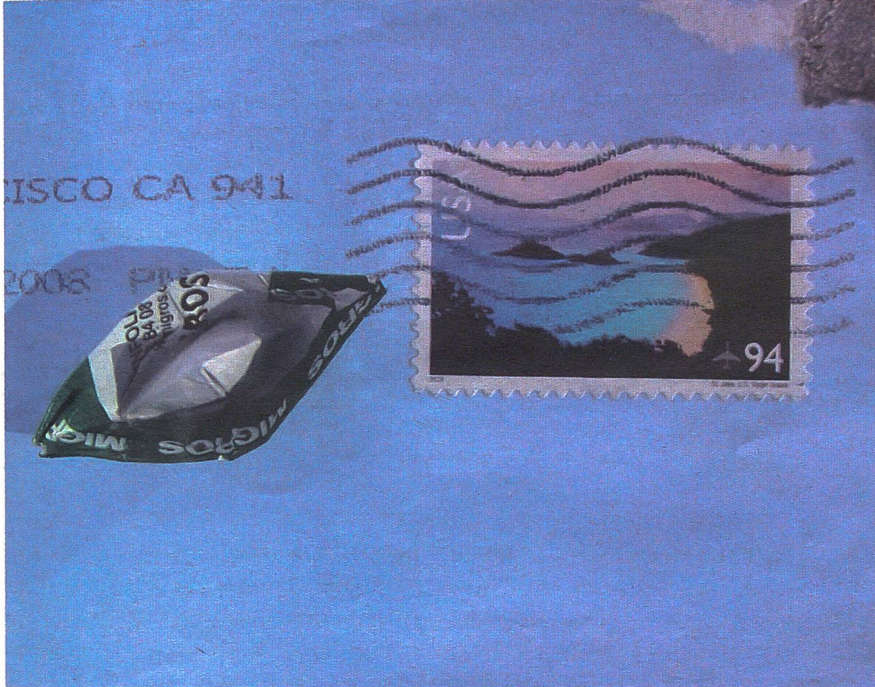
Das Leben als Fussgänger in Shanghai ist gefährlich. Wer nicht jede Sekunde auf der Hut ist, wird von irgendeinem Vehikel «abgeschossen». Ist man in ein Gespräch verwickelt, kann dies Unaufmerksamkeit und damit Gefahr bedeuten. Am besten ist man alleine unterwegs. Empfehlenswert: vor längeren Spaziergängen durch die Strassen von Shanghai einen Kaffee trinken gehen.

Hier einige Verkehrsregeln für die Strassen von Shanghai:

1. Rotlichter gelten nur für Autos oder Lastwagen, und dies auch nur unter bestimmten Bedingungen.
 2. Für Fahrräder, Elektrobikes (sehr zahlreich), Mopeds und Motorräder gelten die Rotlichter nicht. Fussgänger, bei welchen die Ampel auf grün geschaltet ist, sollten umkurvt werden.
 3. Ein Finger muss ständig auf der Hupe sein. Als Fahrradfahrer darf man die Klingel auch permanent betätigen, um Aufmerksamkeit zu erregen.
 4. Dreirädrige Fahrräder mit Ladefläche geniessen einen Sonderstatus. Diese dürfen eine Kreuzung auch bei Rotlicht mit 2 km/h überqueren.
 5. Es gibt keine Vorschriften dazu, wie ein Fahrzeug beladen werden darf. Kreativität hilft, eine geeignete Lösung zu finden.
 6. Mit Trillerpfeifen ausgerüstete «traffic assistants» sind für den reibungslosen Verkehr zuständig. Sie sind nicht zu überhören und haben die Anweisung, ihre Trillerpfeife häufig zu benutzen. Nichtbefolgen der Anweisungen wird nicht geahndet.
 7. Um die Fahrradindustrie zu fördern, gibt es Verträge zwischen Fahrradverkäufern und Fahrraddieben. Demnach soll niemand länger als zwei Monate im Besitz desselben Fahrrades sein. Jedes in China produzierte Fahrradschloss (also alle), sollte innerhalb von wenigen Sekunden geknackt sein. Die bestohlene Person (meistens ausländische Studierende) müssen dann ein neues Fahrrad kaufen.
 8. Es empfiehlt sich, die U-Bahn zu benutzen.
- Erstaunlicherweise sieht man in Shanghai fast keine Unfälle. Positiv ist die niedrige Geschwindigkeit – auch auf der Autobahn. Trotzdem wird es häufig sehr, sehr eng.

Von Stephan Kyburz

Zuhause Budget, im Urlaub Luxusjacht.



wirklich abschalten zu können, gerade nach Prüfungen. Nicht mehr studieren und organisieren, das hat man schon im studentischen Alltag zu Genüge. Dafür sind viele bereit, auch etwas tiefer in die Tasche zu greifen. Hoch im Kurs bei Studierenden sind neben Metropolen wie London, Barcelona oder Madrid auch fernere Ziele, insbesondere Australien. Dass alleine der Flug dahin relativ teuer zu stehen kommt, versteht sich von selbst.

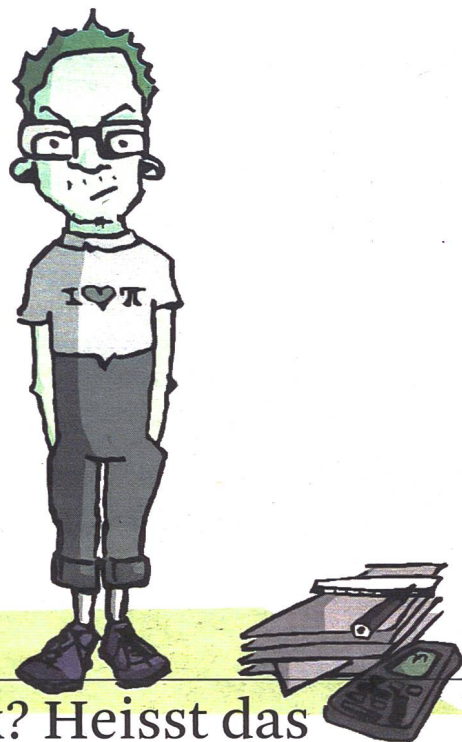
Blackjack und Roulette

Nach Australien fliegen die meisten für mehr als eine Woche. Nicht aber nach Las Vegas. Domenico Matthes* leistete sich 2005 etwas «richtig Sinnloses». Wegen Liebeskummer flog er für fünf Tage in die Spielmetropole und genoss ein Hotelzimmer im legendären Stardust Hotel. Und wie es sich für «Sin City» gehört, verbrachte er, zusammen mit einem Freund die Nächte am Blackjack- und Roulettetisch. «Wir hatten ein Budget von je 2000 Franken und verspielten natürlich alles. Dass es ziemlich sinnlos

war, ist unbestritten, aber es war ein spontanes Abenteuer, dass ich nicht missen möchte», meint Domenico heute. Auch er und sein Begleiter haben sich den Trip selbst finanziert. Der Reiz der Reise lag durchaus im Luxus, was eben für einen Glücksspieler dazugehört. Wer will schon im glamourösen Las Vegas sein und in einer billigen Absteige in einer Gemeinschaftsküche Pasta kochen? Der Traum war, sich die Reise mittels Glücksspiel finanzieren zu können und bis auf den letzten Abend sah es auch gar nicht schlecht aus. «Da sagten wir uns, entweder alles oder gar nichts», sagt Domenico. Lange hielten sie diesen Ausflug geheim, sie erzählten, dass sie einige ruhige Tage in einer Walliser Berghütte verbringen würden.

Der Grossteil der Studierenden verbringt die Ferien auf eine möglichst günstige Art und Weise. Doch Ferien, die auch mal was kosten, sind dennoch auch unter Studierenden keine Seltenheit – vielmehr eine Frage der Priorität.

***Die Namen der Personen wurden von der Redaktion geändert.**



Mathematik? Heisst das dicke Brillengläser, Kopfhörer als Tarnung und WoW-Shirts?

Ich habe keine Vorurteile, aber Menschen wie dich erkenne ich sofort. Du fällst mir schon auf, wenn du rücksichtslos mit deinem violetten Invicta-Thek ins Tram steigst. Deine Brillengläser, dick wie Flaschenböden, die längst aus der Mode geratenen Siebenachtelhosen und dein «World of Warcraft»-T-Shirt verraten doch schon alles. Du lebst in einer Welt von Zahlen. Dein bester Freund ist dein Computer, auch der funktioniert nur mit Zahlenkombinationen.

Du warst es, der uns darauf hinwies, dass 1100101 nicht «ich liebe dich» heisst, als wir damals zum gleichnamigen Lied von «Das Modul» tanzten. Schon deine Artgenossen im Langzeitgymi haben mir Leid getan, weil sie immer alleine dasassen. Wenn ich von deren Begabungen profitieren und die Matheaufgaben abschreiben wollte, kam nur ein harsches «Nein, ich lass dich nicht abschreiben, das ist unfair!» zurück. Bestimmt warst du auch so, bevor du dann ins mathematisch-naturwissenschaftliche Gymi gewechselt hast, wo du dich dann endlich intensiv den Zahlen widmen konn-

test. Eigentlich beneide ich dich auch. Dir scheint es wirklich egal zu sein, wie du aussiehst. Trotzdem, Sandalen mit Socken zu tragen ist einfach nur unpassend. Du bist schlecht rasiert und bleich im Gesicht. Durch die offenen Fenster auf deinem Bildschirm kommt halt doch kein Sonnenlicht.

Wahrscheinlich sind die Kopfhörer in deinen Ohren nur Tarnung, damit du nicht angesprochen wirst, denn du bist introvertiert und beschäftigst dich lieber mit Problemen wie der Veränderung von «World of Warcraft»-Charakteren oder der Wurzel aus minus X. Schule und Computerspiele, das ist deine Welt.

Deine Eltern, beide Lehrer, hatten für dich nicht viel Zeit. Ein zweites Kind konnten sie sich nicht leisten (das haben sie sich ausgerechnet!). Doch Lehrer möchtest du nicht werden. Du möchtest mal hoch hinaus und für die Risikoeinschätzung bei einer Versicherung verantwortlich sein – das wäre dein Traum. Nun steigst du aber aus dem Neunertram und gehst ins ETH-Hauptgebäude und los gehts mit dem Zahlenspass!

Stimmt's? Der Fachverein antwortet:

«Ja, ich studiere Mathematik an der ETH, und was machst du?» Ich liebe diesen Moment, diesen Schleier der Stille, diesen Ausdruck des Schreckens auf dem Gesicht. Da hilft auch kein «Weisst du, ich studiere an der HSG!».

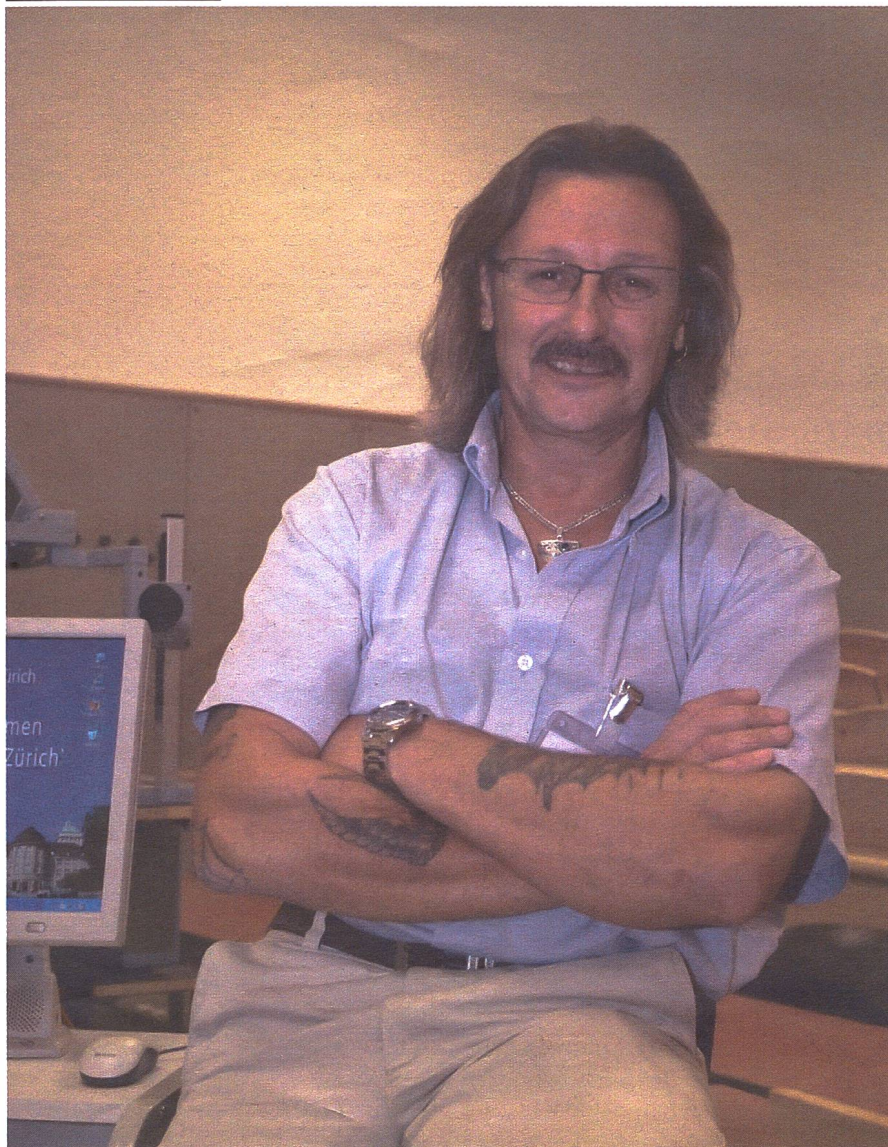
Man erhält nochmals einen musternen Blick, die verzweifelte Suche nach einem T-Shirt mit der Aufschrift «Ich liebe 3.141...» oder zumindest einer Uhr mit integriertem Taschenrechner – aber da ist einfach nichts.

Eigentlich ist es ja schön diesen Status in der Gesellschaft zu geniessen, denn das Profil eines Mathematikers und die Vorurteile sind zwei diskrete Listen.

Dass wohl die Mehrheit der Mathematiker ein faules Lumpenpack ist, wird total vergessen. Oder wer studiert schon freiwillig Mathematik, der im Gymi nicht immer nach zehn Minuten mit den Mathe-Hausaufgaben fertig war? Man wollte Freizeit, keine Hausaufgaben. Da ist ja schon mal klar, dass man ins mathematisch-naturwissenschaftliche Gymi geht. Lieber eine halbe Stunde Mathe machen (das geht ja ruck-zuck) als zwei Stunden einen Hausaufsatz schreiben. Das Schlimme ist, dass du eine Vier kriegst beim Hausaufsatz und du weisst nicht mal wieso. Aber bei der Mathe hattest du eine Sechs (und wusstest auch warum), den Nachmittag des Vortags frei und wurdest erst noch für deinen Genius bewundert. Da war mir absolut klar – so ein Leben will ich führen, ich geh Mathe studieren!

Dann stellt sich noch bei allem dem heraus, dass man tolle Jobaussichten hat, weil es zu wenige Mathematiker hat, die jungen hübschen Damen diese Begabung faszinierend finden und du beim Nachhilfegeben während dem Studium ein Heidengeld verdienst. Nach dem Studium suchst du dir einen Job, kannst pro Tag vier Stunden arbeiten und vier Stunden chillen, da eh keiner versteht, was du genau machst.

Ich sage nur: «Ich studiere Mathe an der ETH – ich bin doch nicht blöd!»
VMP – Verein der Mathematik- und Physikstudierenden an der ETH Zürich.



Urs Calörtscher, Hörsaaltechniker

Text und Bild: Lukas Messmer

Calörtscher trinkt Kaffee ohne Zucker. «Nur einen Schuss Rahm» möchte er. Eigentlich sei er gelernter Heizungsmonteur. Vor 20 Jahren habe er als Ausserhausmeister an der Universität Zürich zu arbeiten begonnen. Nach zwölf Jahren hatte er genug. «Ich war ein Elektronikfreak und wollte etwas ändern», erzählt Calörtscher. Als der Veranstaltungsdienst eine freie Stelle ausschrieb, bewarb er sich. Seither rettet er von der Technik überforderte Professoren aus der Not. Ein Anruf genügt und drei Minuten später steht Calörtscher im Hörsaal, eine Minute später ist das Problem behoben. «Man sagt, ich sei sehr schnell», bekräftigt er schmunzelnd. Das hat mehrere Gründe: Erstens kennt Calörtscher

sämtliche Gänge der Uni Zentrum innen und auswendig. Als er uns auf Schleichwegen durch den Untergrund der Uni führt, fühlen wir uns wie Touristen, die sich ohne Führer verlaufen würden. Uns, weil auch ein Herr von der Abteilung Kommunikation dabei ist. Das hatte der Leiter des Veranstaltungsdienstes gewünscht. Zweitens kann er den Lift zu Stosszeiten für sich beanspruchen. Als er vor dem Lift seinen elektronischen Schlüssel zückt, kommt dieser sofort angebraust – inklusive einer ob der Richtungsänderung konfusen Studentin.

Wie sich denn die Dozierenden technisch so auskennen? «Es gibt Professoren, die zwar Koryphäen auf ihrem Gebiet sind», erzählt er, «aber keine Vi-

deokassette einschieben können.» Bei der technischen Unterstützung leiste der Betriebsdienst Vorzeigarbeit. «Viele Deutsche sagen, dass das wirklich unglaublich ist, was wir hier in Zürich leisten», so Calörtscher.

Der 51-Jährige ist viel gereist: Amerika, Israel, Finnland. Seine Tattoos – das letzte vor 15 Jahren – hat er im Ausland aufgelesen. «Mein Vater war schon tätowiert, das hat mich immer fasziniert», erklärt er. Und trotz langer Haare und den Tattoos sei er also weder bei den Hells Angels, noch Matrose und auch nicht im Knast gewesen. In seiner Freizeit baut Calörtscher Steinskulpturen. «Ich habe im Tessin Kinder beobachtet, wie sie Dämme bauten», sagt er. Das müsse doch auch ein wenig anders gehen, dachte er sich, und begann die Steine vertikal aufzutürmen. Heute braucht er höchstens vier Steine und baut perfekt ausbalancierte Steinkunstwerke. «Ab und zu kommen Leute auf mich zu und fragen mich, wie ich die Schwerkraft aufhebe», erzählt Calörtscher lachend. Die Faszination für sein Hobby hat ihn vollends gepackt. Wenn Wasser da sei und Steine herumlägen, sei er jeweils nicht mehr zu halten, erzähle seine Freundin immer.

Die Studierenden hätten sich in den letzten 20 Jahren nicht gross verändert, sagt er: «Höchstens die Kleider und die Frisuren.» Eigentlich komme er recht oft mit den Studierenden in Kontakt: «Ich werde ziemlich häufig auf dem Gang gegrüsst», sagt er, «warum, weiss ich eigentlich auch nicht.» Das weiss dafür der Medienbeauftragte Müller von der Uni-Kommunikation: Calörtscher sehe eben nicht gerade unauffällig aus.

Dürfen die das?

Immer mehr ältere Menschen verbringen ihre Zeit an der Uni. Das kostet die Gesellschaft zwar etwas Geld, bringt ihr aber einen Nutzen in sozialer Hinsicht.

Interessante Gesprächspartner oder doch nur grauhaarige Eindringlinge in das jugendlich dominierte Territorium? Senioren-Studierende in Vorlesungssälen sind heute keine Seltenheit mehr. Vor allem in Vorlesungen der Geisteswissenschaften sind sie immer häufiger anzutreffen. Die Meinungen jüngerer Studierender gegenüber ihren älteren Kommilitonen gehen auseinander.

Was viele Studierende täglich bemerken, lässt sich auch statistisch belegen. Seit 1998 stieg der Anteil der älteren Studierenden an der Universität Zürich um mehr als zwei Prozentpunkte an. Heute sind 8,4 Prozent aller Studierenden älter als 40 Jahre. Die Theologische Fakultät beherbergt am meisten von ihnen. Bei den über 35-Jährigen beträgt der Anteil bereits 14 Prozent. Damit liegt die Uni Zürich weit über dem nationalen Durchschnitt. Denn gesamtschweizerisch sind nur gut sechs Prozent aller Studierenden älter als 35 Jahre.

Vielen jüngeren Studierenden ist diese Entwicklung ein Dorn im Auge. Der vorlaut eingebrachte Wissensvorsprung in Seminaren, das Gefühl, dass die älteren Studierenden begehrte Studienplätze besetzen, dass sie zum Platzproblem beitragen oder auch der erschwerte soziale Umgang tragen vereinzelt zur Ablehnung bei. Es fragt sich, ob es neben den subjektiven Urteilen, die Studierende affektiv aus ihrem Studienalltag heraus fällen, auch gute Gründe gibt, ältere Studierende als Problem zu betrachten.

Viel Zeit im «dritten Alter»

Beat Hotz-Hart, der an der Uni Volkswirtschaft lehrt, sieht zwei mögliche

Ursachen für die steigende Zahl älterer Studierender. Entweder, meint er, sähen sie Bildung auch in einem späteren Lebensabschnitt noch als Investitionsgut, indem sie ihre Kenntnisse ergänzen, abrunden oder vertiefen; oder sie betrachten Bildung aus Neugier und Freude an einem Thema als Kulturgut.

Jakob Tanner, Professor für Geschichte an der Uni Zürich, weist anhand des Historikers Peter Laslett auf einen grundlegenden demographischen Strukturwandel hin. «Laslett zeigt, dass sich durch die ausgeprägte Verlängerung der durchschnittlichen Lebenserwartung zwischen das «zweite Alter» (Erwerbsleben) und das «vierte Alter» (Krankheit, Gebrechen, Tod) eine «dritte Phase» geschoben hat, in der der Zwang zur Erwerbstätigkeit entfällt, eine Rückzug in ein Krankenhaus oder Altersheim aber überhaupt noch nicht aktuell ist», führt Tanner aus. Die damit gewonnene Zeit steht den älteren Menschen zur freien Verfügung. Ein Universitätsstudium scheint ihnen in dieser Phase eine gute Möglichkeit zu bieten.

Fehlallokation von Ressourcen?

Wenn ältere Menschen erneut studieren, haben sie ihren Einsatz in der Arbeitswelt oft bereits hinter sich. Lohnt sich die Investition in deren Bildung für die Gesellschaft? Denn jeder Studienplatz ist stark subventioniert. Oder wird den älteren Menschen durch die Allgemeinheit nur eine interessante Freizeitbeschäftigung finanziert? Zu diesem Problem äussert sich Tanner wie folgt: «Wird das Studium als «Investition» (und die Universität als «Unternehmen») betrachtet, wäre ein

Studium von Pensionierten eine Fehlallokation von Ressourcen. Aus der Sicht gesellschaftlicher Lernprozesse ist dies nicht der Fall. «Ältere Absolventen» sind Menschen, die auch in anderer Hinsicht Initiativen entwickeln, die sich in Kinderbetreuung und unterschiedlichen Dienstleistungen bemerkbar machen.»

Jugendwahn der 90er vorbei

Der Soziologieprofessor Kurt Imhof ist der Meinung, dass die Bedeutung älterer Menschen für die Gesellschaft sogar zunehme. Er spricht vom Ende des Jugendwahns der 90er Jahre und davon, dass Weisheit wieder gefragt sei. «Älteren Menschen wird Definitionsmacht zugeschrieben, man nimmt sie eher ernst als Junge», sagt er. Mit dieser intellektuellen Autorität und breiteren gesellschaftlichen Netzwerken sei es älteren Menschen noch besser als jüngeren möglich, ihr universitär erlangtes Wissen in die Gesellschaft einzubringen.

Für Georg Kohler, Professor für Philosophie an der Uni Zürich, stellt sich nicht primär die Frage nach dem gesellschaftlichen Nutzen des Studiums eines älteren Menschen. Der Einzelne sei nicht in erster Linie für die Gesellschaft da, meint er. Jeder und jede solle etwas vom gesellschaftlichen Leben haben. «Die Universität ist keine Ausbildungsfabrik für junge Fachkräfte. Sie ist ein Ort der Lehre, der Forschung und des wissenschaftlichen Nachdenkens», betont er. Ein solches Verständnis der Universität geht über eine Kosten-Nutzen-Kalkulation hinaus, vor der sich jeder Studierende einzeln verantworten müsste.

Weiter bemerkt Kohler, dass die le-



benslange Bildung in unserer Zivilisation als Aufgabe verstanden werden kann. «Lifelong learning» heisst das Modewort, dessen Konzept einer abgeschlossenen Lernphase am Anfang des Lebens den Kampf ansagt. Dieser Vorstellung nach sollten die Menschen ihr Wissen immer wieder auf den neusten Stand bringen, um sich wandelnden Anforderungen anzupassen. In diesem Fall würde die Universität zur Flexibilität älterer Menschen auf dem Arbeitsmarkt beitragen – vorausgesetzt, sie nehmen nach dem Studium ihre Arbeit wieder auf.

Im Bologna-System sieht Kohler eine gute Möglichkeit der Leistungskontrolle, die auch ältere Studierende dazu zwingt, sich hinreichend zu beteiligen. Tanner glaubt jedoch nicht, dass Bologna älte-

ren Studierenden entgegenkommt. Er wagt die Prognose, «dass ein Studium unter Bologna-Bedingungen, das sehr strukturiert ist, das permanente Präsenz in vielen Veranstaltungen voraussetzt und an Prüfungen und weitere schriftliche und mündliche Leistungsausweise gebunden ist, nicht der Attraktor für Menschen des «dritten Alters» werden wird.» Dieser Analyse zufolge entwickelt sich die Uni zu einem tendenziell Senioren-unfreundlichen Ort. Hotz-Hart ist der Meinung, dass speziell angepasste Angebote wie die Senioren-Universität zu begrüssen seien.

Senioren sind bessere Studierende
Imhof ist von der positiven Wirkung älterer Studierender auf die Universität

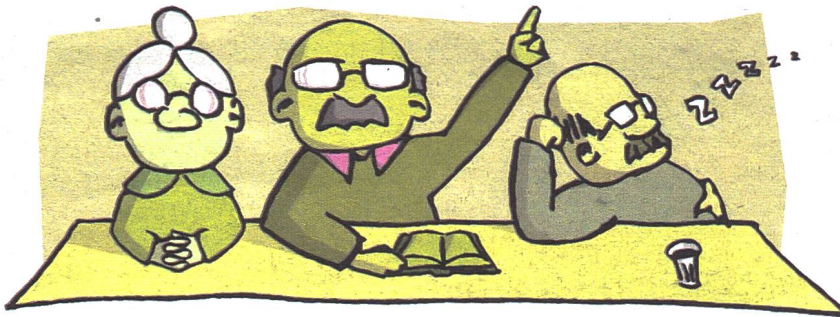
und deren Studienalltag überzeugt. «Sie besuchen jede Vorlesung, stellen mehr Fragen als jüngere Studierende, bringen Freunde mit und besprechen den Stoff der Vorlesung untereinander. Mit ihren spezifischen Interessen und den höheren Anforderungen an Dozenten fordern sie diesen bessere Leistungen ab.»

Auch Kohler sieht die ältesten der Studierenden nicht als Behinderung, sondern als Bereicherung in Veranstaltungen. Sie seien interessant und hilfreich und schliesslich sei der intergenerationelle Dialog wünschenswert, betont er. «Sie stellen Fragen, die sonst nicht aufgeworfen worden wären, sie bringen Erfahrungswissen ein, sie irritieren auf produktive Weise», lobt auch Tanner seine ältesten Vorlesungsbesucher.

Dauerfrager, Besserwisser und Platzbesetzer

Sie besetzen die besten Plätze, sind immer tiptop vorbereitet und stellen dauernd Fragen. Die häufigsten Vorurteile über alte Studierende und was Professoren von ihnen halten.

Rauben uns die Senioren Zeit, Geld und Studienplätze?



Wer kennt dieses Szenario nicht: Ab und zu klingelt der Wecker eben zu spät, und wenn man dann müde und verschwitzt ankommt, hat die Vorlesung bereits begonnen. Möglichst unauffällig versucht man, sich hineinzuschleichen und so schnell wie möglich einen Platz zu finden. Doch die ersten Reihen sind alle schon besetzt. Da reiht sich graues Haar dicht an dicht und wehe dem, der sich da vorbeidrängeln will.

Bundesrichter in der Vorlesung

Vor allem Phil-I-Studierende sehen sich in ihren Seminaren und Vorlesungen immer wieder mit älteren Generationen konfrontiert. Fragt man die Studierenden nach ihrer Meinung, erzählen viele von positiven Erfahrungen. Der Germanistikstudent Gian betont, dass die Senioren-Studierenden oft interessante Aspekte in eine Diskussion einbringen und neue Zugänge zu einem Thema eröffnen würden. Dies schätzt auch Professor Christoph Uehlinger vom Religionswissenschaftlichen Seminar – und

ausserdem komme er sich dadurch etwas weniger alt vor. Der ehemalige Leiter des Klassisch-Philologischen Seminars, Professor Christoph Riedweg, hält fest: «Grundsätzlich wünscht man sich natürlich vor allem jüngere Studierende, wie es dem «Normalfall» an der Uni entspricht, aber auch die älteren Semester sind oft eine grosse Bereicherung, da sie mit spannenden Hintergründen in die Veranstaltungen kommen.» Er habe bereits vor ehemaligen Bundesrichtern oder Versicherungsdirektoren doziert.

Es gibt aber auch die andere Seite: Die Politologiestudentin Alexandra berichtet von pensionierten Kommilitonen, die es sich zeitlich leisten können, mit Zusatzwissen im Seminar zu erscheinen und sich dann darüber aufregen, dass nicht alle auf ihrem Wissensniveau sind. Viele jüngere Studierende haben schon Diskussionen zwischen Dozierenden und älteren Studierenden erlebt, in denen letztere mit ihrer Lebenserfahrung, aber völlig am Thema vorbei argumentiert haben. Ein besonderes

Ärgernis seien die vielen Fragen, welche Senioren-Studierende stellen, hört man immer wieder. Eine Zeitverschwendung für die Jungen also? Nicht unbedingt. Die Geschichtspräsidentin Anne Kolb hat beobachtet, dass Senioren-Studierende sehr stark an der jeweiligen Thematik interessiert seien und ihre Interessen zielgerichteter verfolgten. Professor Christian Schwarzenegger vom RWI bestätigt das: «Ältere Studierende haben fast immer eine spezielle Motivation. So hatte ich einen Friedensrichter, der sich durch das Studium bessere Grundlagen für sein Amt erarbeiten wollte. Meine jetzige Vorlesung besucht ein 65-jähriger Generalunternehmer, der sich für alles im Zusammenhang mit Bauwesen interessiert, zum Beispiel für die fahrlässige Tötung durch Fehler des Bauführers.»

Prüfungsstress mit eigenem Enkel

Der Betreuungsaufwand für ältere Studierende ist oft gross. «Senioren haben in der Regel mehr Zeit als jüngere Studierende und können entsprechend ein grösseres Bedürfnis zur Kommunikation entwickeln», berichtet die Professorin Mireille Schnyder vom Deutschen Seminar. Sie hält jedoch fest, dass es natürlich auch sehr viele andere Senioren gäbe, die sich als bereichernde Mitstudierende in die Studierendenschaft eingliederten. Und eines haben alle Generationen sowieso gemeinsam: Prüfungsängste plagen sie alle. Einmal gestand ein älterer Philosophie-Student seiner Professorin Katia Saporiti, dass er mit seinem Enkel auf die Prüfungen gelernt und nun furchtbare Angst habe, durchzufallen und sich vor ihm zu blamieren.

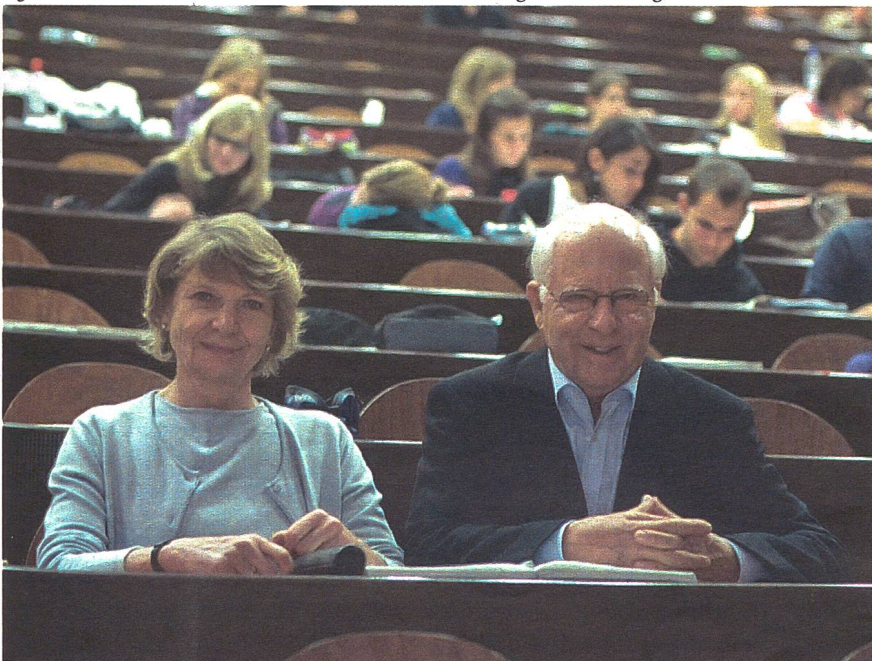
Romanze im Vorlesungssaal

Sie hält ein glühendes Referat über die Passionsblume.

Er hat sich zu Hause ein Labor eingerichtet.

Die 64-jährige Sigrid Barten und der 77-jährige Hans Harder studieren mit Leidenschaft.

Sigrid Barten und Hans Harder haben sich im Vorlesungssaal kennengelernt.



Etwas skeptisch guckt mich der ältere Herr an, als ich ihn für ein Interview anfrage. Doch die Frau an seiner Seite knufft ihn mit dem Ellenbogen und sagt so gleich für beide zu.

Zum ersten Mal aufgefallen sind mir die beiden in einem Bontanik-Praktikum. Unauffällig und motiviert arbeiteten sie an den Aufgaben. Und so liebevoll wie sie dabei miteinander umgingen, wirkten sie wie ein frisch verliebtes Pärchen. Nachdem die Frau ein glühendes Referat über die Passionsblume (nomen est omen) gehalten hatte, fragte ich mich, wer diese Leute sind. Schick gekleidet und eloquent, schien es nicht so, als ob Erstausbildung ihr Motiv zur Teilnahme an diesem Kurs wäre.

Hans Harder hat einen beeindruckenden

Lebensweg hinter sich. Nach dem Musikstudium wirkte er als Redaktions- und Musikleiter bei Radio DRS. In seinem Alter könnte er sich ohne schlechtes Gewissen zurücklehnen und dem Müsiggang frönen. Solch geistiger Stillstand kommt für diesen Mann jedoch nicht in Frage, zu viel gibt es noch zu entdecken. Deshalb wandte er sich nach seiner Pensionierung den Naturwissenschaften zu, zunächst der Mathematik. Danach habe er sich fünf Jahre der Informatik und der künstlichen Intelligenz gewidmet, erzählt er stolz.

Zu seinem 75. Geburtstag hat er sich zuhause ein kleines Labor eingerichtet, weil er sich schon immer für Biologie interessierte. Dort forscht er, mikroskopiert und besucht seit einiger Zeit botanische Vorlesungen, «aus reinem Interesse, ohne Abschlussziele.»

Fernab von Leistungsdruck und Kreditpunktesammelwut verwirklicht er sich in bewundernswert ernsthafter Weise einen Lebenstraum als Forscher.

Nicht minder beeindruckend ist der Lebensweg von Sigrid Barten. Geboren in Hamburg, studierte sie dort Kunstgeschichte. Bis sie promoviert hatte, habe es ewig gedauert, sagt sie lachend und erzählt von ihrem Studium. Sinnkrisen habe sie gehabt, wollte sogar das Studium abbrechen.

Jugendstil und Happyend
Die Spezialisierung auf das Kunsthandwerk führte Sigrid Barten schliesslich nach Zürich. Als Konservatorin war sie lange Zeit am Museum Bellerive tätig, organisierte Ausstellungen und schrieb Kataloge zum Kunsthandwerk des Jugendstils. Besonders Motive der Natur in der Kunst hätten sie dabei immer fasziniert. Aus dieser Faszination entstand der Wunsch, mehr über die Botanik zu erfahren. Also besucht sie seit der Pensionierung ausgewählte Biologievorlesungen an der Uni Zürich.

Jugendstil und Happyend

In der Vorlesung habe sie dann Hans kennengelernt, erzählt Sigrid Barten mit einem jugendlichen Blitzen in den Augen. Aus dieser Uni-Bekannntschaft sei dann aber mehr geworden. Sigrid Barten und Hans Harder haben sich ineinander verliebt. Die beiden schauen sich an und sie fügt lächelnd hinzu: «...und seit fünf Monaten sind wir verheiratet.» Was am Irchel unter den Studierenden bisher nur ein Gerücht war, ist jetzt offiziell – amtlich offiziell.

«Wir nehmen euch keine Jobs weg» Françoise Simmler studiert mit Begeisterung Geschichte. Ab und zu plagen die 67-Jährige die üblichen Studienprobleme.

Als diplomierte Chemikerin studiert Simmler nach der Pension nun Geschichte.



Françoise Simmler sagt es während des Gesprächs gleich mehrmals: «Ich bin dankbar, dass ich hier studieren kann.» Einfach so, als Rentnerin, in einer Zeit, in der alles rentieren müsse. Simmler ist 67 Jahre alt und an der Uni im neunten Semester Geschichte eingeschrieben, im Nebenfach hat sie Ur- und Frühgeschichte gewählt. Das fasziniere sie besonders, erzählt sie, weil die Menschen aus dieser Zeit keine Schrift hinterlassen haben. «Deshalb muss man die Epoche mit naturwissenschaftlichen Methoden untersuchen», sagt sie begeistert.

Françoise Simmler will lernen, noch möglichst lange. Studienende? Das könne schon noch drei Jahre dauern, sagt sie. Um gleich anzuhängen, dass man das Lizentiat ja erst 2013 abschliessen

muss. Ein schlechtes Gewissen habe sie deswegen nicht – nicht mehr. Zu Beginn des Studiums beschlich sie ab und zu das Gefühl, den Jungen die Plätze wegzunehmen. «Die Jobs nehmen wir euch aber garantiert nicht weg», schmunzelt sie.

Studienkrisen gibts auch im Alter

Ihre berufliche Laufbahn hat Simmler längst hinter sich. In den Sechzigern studierte sie an der ETH, an der Abteilung für Naturwissenschaften. Sie diplomierte als Chemikerin, danach arbeitete sie als Lehrerin und in Labors. Eine eigene Familie hat sie nicht. Nach der Pension stürzte sie sich im Herbst des Lebens in einen zweiten Bildungsfrühling. Im Sommer 2004 besuchte sie einen Lateinkurs, um ihre Mittelschulkenntnisse

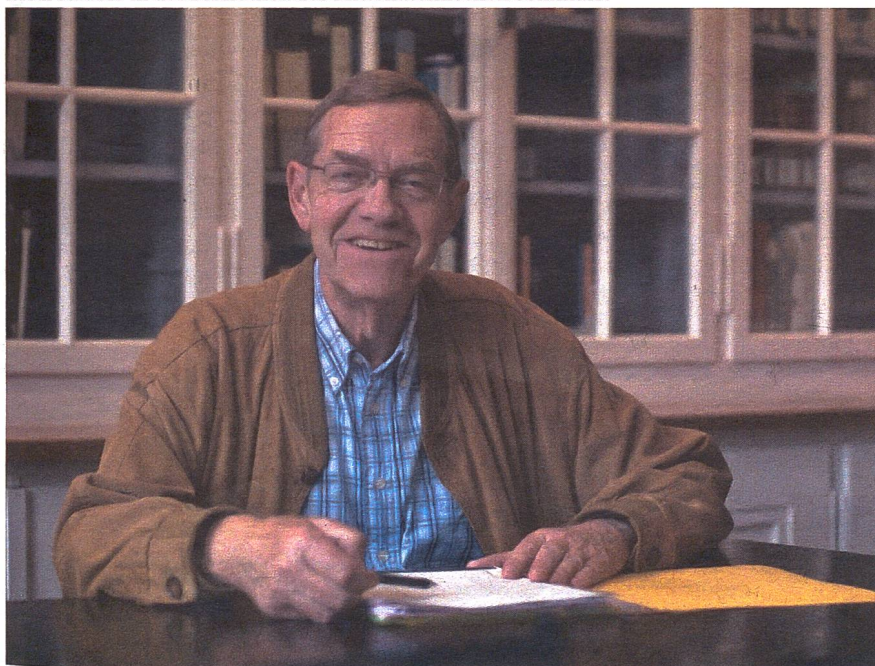
wieder aufzufrischen. So wurde sie nach 40 Jahren wieder zur Studentin und sass zusammen mit einer Horde grünschnäbeliger Maturaabgänger im Proseminar «Einführung in die Geschichtswissenschaft». Seither lebt Françoise Simmler wieder als Studentin, kämpft sich durch Bücher, sitzt in Vorlesungen – und hat auch dieselben Krisen wie ihre jungen Kommilitonen. «Wenn ich tagelang an einer Seminararbeit schreibe oder vor einem Referat nervös bin, dann frage ich mich manchmal, wieso ich mir das Studium aufgehalst habe», erzählt sie. Und fügt an: «Aber es ist auch eine Bereicherung, so viel ist neu und interessant, dass ich die Mühe gerne auf mich nehme.»

Keine Studiparties

In den ersten Wochen des Studiums habe sie eine leise Angst begleitet, nicht akzeptiert zu werden. «Ich befürchtete anfangs, dass die Dozierenden vielleicht denken könnten, «die Alte sollte doch lieber einen Kurs von Pro Senectute buchen»», erinnert sich Simmler. Fehlalarm. Sie fühle sich ernst genommen. Auch von den jüngeren Studierenden weiss die Senioren-Studentin nur Angenehmes zu berichten. «Überraschenderweise», sagt Simmler und lächelt. Sie habe Angst gehabt, ausgegrenzt zu werden. «Dabei hatte ich bis heute nur selten das Gefühl, nicht dazu zu gehören. Ein wenig Zurückhaltung kann nicht schaden. Ich spiele nicht gerne die Rolle einer Besserwisserin», so Simmler. Die Beziehungen blieben zwar oberflächlich, mehr wolle sie aber auch nicht. Gemeinsame Kaffeepause ja, Studiparty nein, so Simmler. Sie wisse schon, wann sie fehl am Platz sei.

«Eine Altersdurchmischung ist bereichernd» Ruedi Stäuble (65) hat Klassische Philologie und Mittellatein studiert und ging dann in die Privatwirt- schaft. Nun ist er als Auditor wieder an der Uni.

Ruedi Stäuble in der Bibliothek des Mittellateinischen Seminars.



Ein zweites Vollzeitstudium in einem neuen Bereich möchte sich Ruedi Stäuble nicht antun. Was er momentan mache, halte ihn genügend fit. «Zumindest geistig», schiebt er schmunzelnd nach. Für den körperlichen Ausgleich spiele er Golf. Der 65-Jährige ist einer von vielen Auditoren an der Uni Zürich. Seit seiner Pensionierung vor acht Jahren besucht er am Mittellateinischen Seminar jedes Semester eine Veranstaltung.

Manchmal singt er auch

In diesen Veranstaltungen fällt Ruedi Stäuble durch sein fundiertes Wissen über die Liturgie der katholischen Kirche auf. Er ist einer, der sich regelmässig meldet, um Zusatzinformationen zu liefern. Wenn es um einen bestimmten

Choral geht, kann es schon mal vorkommen, dass er einfach anfängt zu singen – als langjähriger Leiter einer Choralschola hat er die nötige Übung dazu. Er genießt die irrsinnig familiäre Atmosphäre, die am Mittellateinischen Seminar herrsche, erzählt Stäuble. Rasch habe er festgestellt, dass man als Hörer von den Dozierenden und den Mitstudierenden bereitwillig akzeptiert werde.

Die Durchmischung von jüngeren und älteren Studierenden finde er sehr gut. «Wenn die Chemie stimmt – und das tut sie hier – dann ist eine solche Altersdurchmischung bereichernd», fügt er hinzu. Er fühle sich auch den jüngeren Mitstudierenden gegenüber nicht überlegen, sondern schätze den Austausch. Nicht immer gehörte Ruedi

Stäuble am runden Tisch im Mittellateinischen Seminar zur älteren Generation. 1962 begann er an der Uni Zürich Klassische Philologie und Mittellatein zu studieren. Nach fünf Jahren schloss er mit dem Lizentiat ab und fing an, als Mittelschullehrer zu arbeiten. Ziemlich schnell merkte er jedoch, dass ihm das organisatorische Umfeld an der Schule nicht passte. Es lag also keineswegs an den Schülern, dass er sich für einen Berufswechsel entschieden habe, betont Stäuble. Doch der ständige Kampf zwischen den einzelnen Fachlehrern, das sei nicht seine Welt gewesen. Zu jener Zeit hatte die Schweiz gerade Hochkonjunktur und Stäuble packte die Gelegenheit beim Schopf. In der NZZ veröffentlichte er ein kleines Inserat, worauf er einige Offerten bekommen und das Angebot der damaligen Winterthur Versicherungen angenommen hat. Nach einem Crashkurs hat er dort 30 Jahre als Personalausbildner gearbeitet.

Zurück zu den Wurzeln

Dass Stäuble nun wieder zu seinen akademischen Wurzeln zurückgekehrt ist, ist kein Zufall. Einerseits galt sein wissenschaftliches Interesse schon immer der Gregorianik und somit dem Mittelalter. Und vor einigen Jahren lief ihm zufällig ein ehemaliger Studienkollege und damaliger Professor fürs Mittellatein, Peter Stotz, über den Weg. «Da habe ich mir gedacht, warum auch nicht?», lacht Stäuble. Seither ist er regelmässig an der Uni anzutreffen, trinkt auch mal im Lichthof einen Kaffee, beobachtet den Trubel – und genießt es, keinen Punkten nachjagen zu müssen.

Zu Mittag mit Gott

Der Herr breitet seine Flügel über dich, bei ihm bist du geborgen – kein Wunder findet das Mittagsgebet im Uniturm statt. Der Autor machte sich an den Aufstieg.

Taizé... da war doch was. Meine Mutter war da mal als Begleiterin für die Konfirmandinnen. Muss also was Ökumenisches sein – Taizé. Ein Ort im Burgund, Frankreich. Für einige eine Pilgerreise wert. Berühmt vielleicht für seinen Wein, bestimmt aber für die «Communauté de Taizé», ein Kind des zweiten Weltkrieges, gegründet von einem jungen gebürtigen Schweizer. Das klingt erhellend, ich mache mich auf den Weg.

Donnerstag, 12.03 Uhr, Uni Hauptgebäude. Kandidaten sind schwer zu eruieren, Christen schwer zu erkennen. Die Ketten, an denen das Kreuz baumelt, unter mehreren Kleiderschichten versteckt – der Sommer ist vorbei. Und selbst wenn jemand an seinem Kreuz hängt. Insignien haben an Kraft verloren, seit Madonna sie für die Popkultur entdeckt hat. Gut – der Fotograf kommt.

Rein in die Wissensstätte. Keine Zeit für einen Kaffee, es geht an den Aufstieg. Zu Fuss. Endlich – Stockwerk Q – Quo Vadis?

Erst mal verschlafen, den Schweiß abwischen, durchatmen. Der Weg zu Gott war schon immer beschwerlich. Rechts eine Türe. «Der Raum der Stille ist ein Andachtsraum. Studierende, die den Raum der Stille zum Ausruhen benutzen, sind gebeten, beim Verlassen wieder die

ursprüngliche Ordnung herzustellen: Alle mitgebrachten Sachen werden wieder mitgenommen.» Ich öffne die Türe. Ein kurzer Gang, eine zweite Türe. «Bitte Schuhe ausziehen.» Der Raum. Sechs Meter hoch. Die Fenster auf drei Meter fünfzig. Schaut man raus, sieht man den Himmel – heute auch Wolken.

Zwei Turnschuhe verraten die Anwesenheit des jungen, schwarzen Mannes, der sich in der hinteren Ecke ausruht. Ein Mann muslimischen Glaubens aus Israel, wie er mir sagt. Er nimmt an der Besinnung nicht teil, wartet auf den Lift, verschwindet.

Taizé-Lieder sind echte Klassiker

Ein sehr junger Mann – Mathematikstudent im ersten Semester – steigt aus dem Lift und fragt nach den Taizé-Liedern. Damals noch ratlos, was denn die Taizé-Lieder sind, weiss ich heute, dass ich sie schon lange kenne. In den 70ern komponiert, finden sich darunter Klassiker wie «Dona Nobis Pacem» oder die «Kyrie Eleison-Reihe». Die Texte basieren auf Bibelstellen und sie sind in Latein oder in den verschiedensten europäischen Sprachen verfasst und werden vielfach wiederholt. Sie werden in christlichen Gottesdiensten in Deutschland, Österreich und der Schweiz gesungen. Der



Gospel der Deutschsprachigen.

Aus dem Raum links tritt die Leiterin. Sie weist dem Erstsemestrigen den Weg. Der Ewigsemestrige wartet. Folgt ihnen mit Abstand. Der Raum der Stille ist bereit. Bereit zur Besinnung. Fünf Kissen laden zum Hinsetzen ein. Davor ein Buch mit Taizé-Liedern und das Programm. Musik zu meditativen Zwecken. Ich nutze die Zeit, eine bequeme Stellung (Sitzung?) einzunehmen. Mein Schneidersitz ist ein Witz, die Bänder zu kurz, es zieht in den Oberschenkeln. Ich

verharre. Die Kerze in der Mitte hilft, zu entspannen. Wir bleiben zu dritt, und spätestens jetzt ist es klar. Ich kann nicht nur beobachten – ich mache mit. Die Segligpreisungen werden im Wechsel gesprochen. Ich lese gedämpft: «Selig sind die Trauernden... Selig sind, die reinen Herzens sind... Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden.» Das geht ganz gut, ziemlich synchron, der ETH-Student und ich. Schwieriger wirds beim Lied. Keine Begleitung, keinen Beat und erst noch französisch. Zum

Glück nur acht Takte lang, und bei der dritten (und letzten) Wiederholung treffe ich die meisten Töne ziemlich genau. Der Bibeltext folgt fließend. Es wird von Samuel berichtet, der die Stimme Gottes hört, sie aber nicht erkennt. Dann werden wir in der Stille unseren Gedanken überlassen. Im Wissen, daraufhin eine Fürbitte zu sprechen, mein Wort an Gott zu richten, beginnen meine Gedanken zu rotieren.

Die Leiterin macht den Anfang. Aus weiter Ferne dringen ihre Worte zu

«Wie kann ich Gott um etwas bitten, ohne dass er mich als Heuchler entlarvt?»

meinen Ohren, doch Fragen versperren den Weg zum Bewusstsein. Kommt eine Fürbitte ohne das Wort Gott aus? Wie kann ich Gott um etwas bitten, ohne dass er mich als Heuchler entlarvt, als Gelegenheitsbitter erkennt? Ich fühle mich wie vor einem Telefonat mit einem entfernten Bekannten, der als Türsteher arbeitet, und ich will gratis in den Klub. Und ich meine hier wirklich entfernt. Im Sinne von «Hey! Sali! Wie gehts?» – «Gut, danke. Und dir?» – «Ja, gut, merci» – «...» – «Ja gut, du, ich muss...» – «Machs gut.» – «Man sieht sich.»

Angstschweiß aus allen Poren

Mittlerweile hat auch der Mathestudent seine Formel gesprochen. Mein Körper reagiert. Schweiß tritt aus allen Poren. Kein Pilates-Schweiß. Kalter Angstschweiß wie zu Schulzeiten, als die Hausaufgaben nicht gemacht wurden und ein Überraschungstest auf einen wartete. Aber auch die Angst, ertappt zu werden, wie zu Teenagerzeiten, als der bekifftete Sohn auf seine Mutter traf. Kurz: Ich spreche eine Bitte aus, mit meiner Mutter im Ohr und der Ahnung, dass auch Gott nicht mehr als Nein sagen kann.

Beim anschließenden «Vater Unser» kann ich mich wieder entspannen. Die Stimme will auch beim zweiten Lied nicht kräftiger werden, doch die Erleichterung klingt mit. Ich löse mich aus dem Schneidersitz, die Bänder danken. Ich nehme alle mitgebrachten Sachen wieder mit, steige in den Lift. Im Lichthof unter den Studierenden melden sich alle Sinne zurück. Die ursprüngliche Ordnung ist wieder hergestellt.

Die Handwerker in uns drin Proteine sind die Arbeiter unseres Körpers. Bioinformatiker machen sie fürs menschliche Auge sichtbar. Ein Besuch in einer verborgenen Welt.

Was sind eigentlich Proteine? Im Volksmund werden Proteine auch Eiweisse genannt und meist spontan mit Muskeln oder Ernährung in Verbindung gebracht. Das kommt daher, dass das erste bekannte Protein aus dem Weiss des Eis gewonnen wurde. Man nannte es in treffender Weise Albumin (von lat. albus, weiss). Dieses eine Molekül ist aber nur ein ganz kleiner Teil von dem, was die Welt der Proteine ausmacht.

Hitzeempfindliche Alleskönner

Proteine sind viel mehr. Sie sind an allen Vorgängen des Lebens beteiligt und wirken in erster Linie als kleine Handwerker innerhalb der Zellen. Dort machen Proteine alles, was in einer Zelle so getan werden muss. Sie bauen und verändern, erkennen Signalstoffe und transportieren verschiedenste Moleküle. Proteine, wie zum Beispiel Kollagene, können zudem die Zellstruktur vorgeben und sind verantwortlich für den Knochenbau oder die Hautelastizität. Selbst Haare und Nägel bestehen aus dicht verflochtenen Proteinen. In einem Menschen gibt es 20'325 bekannte verschiedene Proteinearten, die ihn ausmachen und am Leben erhalten. Bei dieser Vielfältigkeit erstaunt es nicht, dass diese kleinen Alleskönner auch in der Industrie eingesetzt werden.

Als Zusatzstoffe in Kosmetika zum Beispiel oder als Enzyme in Waschmitteln.

Ihre Struktur ist vergleichbar mit der einer Perlenkette. Aneinandergereihte Aminosäuren ergeben die Grundstruktur eines Proteins. Diese Kette wird dann einige Male gefaltet, bis sie eine stabile Knäuel-Form erhält, das fertige Protein. Diese dreidimensionale Form kann leicht durch Hitze zerstört werden, dem natürlichen Feind eines jeden Proteins. Das lässt sich am leichtesten am Eiweiss veranschaulichen. In roher Form ist es flüssig und enthält viele Proteine. Kocht man es, werden die einzelnen Proteinketten auseinandergefaltet und verhalten sich zu einem Klumpen, das Ei wird hart.

Alkoholdehydrogenase sorgt für Kater
Proteine sind Gegenstand intensivster Forschung, denn dadurch lassen sich wichtige Fragen des Lebens klären. Wie funktionieren Organismen? Wie ist Leben entstanden? Wie kann man Proteine medizinisch nutzbar machen? Und warum haben wir nach einer durchzechten Nacht einen Kater? Vor allem die letzte Frage dürfte jeden interessieren. Deshalb wird sie an dieser Stelle beantwortet, auch damit am Mensatisch keine falschen Gerüchte entstehen. In der Le-



Proteine im Blickfeld des Besuchers.

ber wird Alkohol von einem Protein, der Alkoholdehydrogenase, abgebaut. Dabei wird ein Zwischenprodukt frei, welches sogar noch giftiger ist als Alkohol selbst. Kann dieses nicht schnell genug abgebaut werden, gelangt es in den Körper, wo es Kopfschmerzen und Übelkeit verursacht.

Proteine sind allerdings so klein, dass sie auch mit dem stärksten Mikroskop nicht zu erkennen sind. Dieser Umstand macht die Erkennung und Erforschung schwierig. Zuständig für das Dar-

stellen von solch kleinen Molekülen ist der junge Wissenschaftszweig der Bioinformatik. Bioinformatiker benutzen die Daten biophysikalischer Analysen und errechnen computergestützt die dreidimensionale Struktur des Proteins. Aus dessen Form wird dann versucht, weitere Schlüsse auf die Funktion zu ziehen.

Der Bioinformatik kommt aber nicht nur bei der Analyse von Proteinen enorme Bedeutung zu, sondern vor allem auch bei der Sequenzierung des menschlichen Genoms und dessen Analyse. Die-

ser Bauplan des Lebens enthält nämlich auch sämtliche Informationen über den Aufbau der Proteine und ist fundamental wichtig für die Proteinforschung.

Unlängst hat das Swiss Institute of Bioinformatics (SIB) anlässlich seines zehnjährigen Bestehens eine Ausstellung organisiert: «Proteine – unsichtbare Schönheiten». Auf farbigen Plakaten zeigte das SIB die dreidimensionalen Strukturen der Proteine. Zugegeben, die Ausstellung im Lichthof CHN-Gebäudes war klein, wenn auch nicht ganz so klein

«Proteine sind so klein, dass sie auch mit dem stärksten Mikroskop nicht zu erkennen sind!»

wie Proteine. Aber sie war lehrreich und gab einen Einblick in eine Welt, die uns sonst verborgen bleibt. Und sie könnte einigen der Molekularbiologie unkundigen Besuchern die Augen für die kleinen Dinge des Lebens geöffnet haben.

INFOS ZUM SIB

Das SIB ist eines der weltweit führenden Institute auf dem Gebiet der Bioinformatik. Rechtzeitig zum Jubiläum veröffentlichte das SIB, erstmals überhaupt, eine Liste mit allen bekannten Humanproteinen. Damit konnte das Institut einen Meilenstein der Forschungsgeschichte setzen. Seine Datenbanken werden rege von Forschern aus aller Welt als Ressourcen genutzt. Denn diese können online abgerufen werden und ermöglichen einen schnellen und effizienten Informationsaustausch. Und obwohl damit sehr viel Geld gemacht werden könnte, betreibt und ergänzt das SIB diese Datenbanken gebührenfrei. Über 300 Forscher von verschiedenen Instituten und allen grossen Universitäten der Schweiz sind am Projekt beteiligt. Denn für den wissenschaftlichen Fortschritt ist es zentral, dass solche Daten frei und einfach zugänglich sind. Spitzenforschung hat natürlich auch ihren Preis. Rund 40 Prozent des 18 Millionen Franken Budgets übernehmen die Schweizer Regierung und der Nationalfonds. Den Rest steuern die Europäische Union, das National Institutes of Health in den USA und die Industrie bei. Anders als (UBS-) Aktien ist dies eine sinnvolle und sichere Investition in die Zukunft. [mlu]

Leserbriefe

«Der Text ist nicht humorvoll, bösartig und beleidigt 95 Prozent der Studenten auf primitivste Weise.»

ZS #4/08, zum Text «Die ersten vier Semester sind langweilig»

Lieber Steven Goodman,
Danke für den Begriff des «stumpfsinnigen Rundgangs» durch die Zentralbibliothek, den Sie dem Neustudenten Zander in der neuesten «ZS» androhen, als Beispiel für Langeweile und Unterforderung zu Beginn des Studiums.

Oops. Ich hoffe, es ist schon eine Zeitlang her, dass Sie so einen Rundgang erdulden mussten. Seit zwei Jahren nämlich haben wir mit einigem Aufwand unsere Recherche-Einführungen neu aufbereitet und massiv entschlackt, und damit, ich hoffe es wenigstens, einiges attraktiver gestaltet. Unser Feedback ist auch gar nicht schlecht; es nicken gar nicht so viele ein. Recherchetipps und Bibliotheksrundgang sind allerdings noch immer dabei.

Aber das ist «im Fall» auch nötig – wenn man sieht, wie sich jemand im Bibliotheksumfeld bewegt, der keine solche Einführung hatte. Zwei oder drei solcher «Novizen» hintereinander legen den ganzen Infobereich einer Grossbibliothek wie der ZB lahm. (Das mag auch daran liegen, dass das System Bibliothek in Teilen recht hermetisch ist. Daran arbeiten wir dann auch, aber das ist aufwendig).

Viele Grüsse aus der ZB
Oliver Thiele

ZS #4/08, zur Kolumne
«Loser tragen T-Shirts»

Hallo,
Es ist für mich unverständlich, wie man einen Beitrag wie den von Mark Meussels (Loser tragen T-Shirts) in einer Studentenzeitung abdrucken kann. Der Text ist nicht humorvoll verfasst, bösartig verallgemeinernd und beleidigt 95 Prozent der Studenten auf primitivste Weise.

Mein erster Eindruck der ZS ist enttäuschend und ich werde die Zeitschrift sicherlich nicht wieder lesen, und damit bin ich nicht der Einzige.

Dani Speich

Kommentare Online

«Wirklich gut tun Spass und Humor dann, wenn man gemeinsam mit den anderen lacht.»

ZS #4/08, zum Text

«Einsamer Planet? Von Wegen!»

Sehr guter Artikel. Bin genau gleicher Meinung, habe aber vor allem mit dem Rough Guide gute Erfahrungen gemacht. Stimmt schon, hat etwas die teureren, aber nicht minder spannenden Unterkünfte. Gruss,

Thomas

ZS #4/08, zum Text

«Da geh' ich nicht hin!»

Lustige Art von Marketing. Der Text stammt von Mirko Hofmann, Drummer einer Band Namens Pyle. Diese spielt an der ZS-Party (was ja auch eine Semesterbeginn-Studenten-Party ist).

Zum guten Glück gibt es Konkurrenz bei den Studi-Parties, denn da würde ich niemals hingehen.

Dieser Beitrag ist nur noch peinlich in Anbetracht dessen, dass Mirko Hoffmann mit seiner Band selbst Teil der Studi-Party-Szene ist und sich wohl aus Angst vor ausbleibenden Gästen über die Konkurrenz lustig machen versucht.

Marcel

Spass und Humor, die auf positive Weise wirken, haben nichts damit zu tun, sich über andere lustig zu machen, Witze auf Kosten anderer zu reißen und die Lacher auf seiner Seite zu haben. Wirklich gut tun Spass und Humor dann, wenn man gemeinsam mit den anderen lacht.

Bernhard

LESERBRIEFE

Wir freuen uns über Reaktionen zu unserer Zeitung. Kürzere Leserbriefe haben eine grössere Chance, veröffentlicht zu werden. Die Redaktion behält sich vor, ohne Rücksprache Kürzungen vorzunehmen. Anonyme Leserbriefe ohne Absender werden nicht publiziert. Ebenso bietet unsere Homepage die Möglichkeit, direkt online zu kommentieren: www.zs-online.ch
Email: redaktion@medienverein.ch

Impressum

Zürcher Studierendenzzeitung
86. Jahrgang
Ausgabe #5/08

Verlag

Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: PC 80-26209-2

Geschäftsleitung

Steven Goodman
steven.goodman@medienverein.ch
076 364 81 81

Inserate

KünzlerBachmann Medien AG
Geltenwilenstr. 8a
9001 St. Gallen
071 226 92 92
n.montemarano@kbmedien.ch
Inserateschluss ZS #6/08: 14. November 2008

Druck

Ringier Print Adligenswil AG,
Postfach 2469, 6002 Luzern

Auflage

31'325 (WEMF 2007)
35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzzeitung erscheint 6-mal jährlich und geht an alle Mitglieder des Medienvereins. Der Abopreis ist im Mitgliederbeitrag inbegriffen. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Für unaufgeforderte Manuskripte und Bilder wird keine Haftung übernommen. Die ZS wird von Studierenden produziert.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
044 261 05 54
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss ZS #6/08: 14. November 08

Redaktion

Joel Bedetti, Andres Eberhard [eba], Sabina Galbiati [gal], Mirko Hofmann, David Hunziker, Markus Lütcher [mlü], Lukas Messmer, Mirjam Sidler, Sandro Quadri [saq], Corsin Zander
Die E-Mail-Adressen der Redaktionsmitglieder lauten:
vornamenachname@medienverein.ch

Mitarbeit

Stefan Fischer [fis], Christine Gaillet, Vanessa Geourgoulas, Steven Goodman, Jasmine Keller [jak], Stephan Kyburz, Fabienne Leisibach [fal], Beni Magnin, Sandro Quadri [saq]

Bilder und Illustrationen

Anna Büsching, Beni Magnin, Lukas Messmer, Samuel Nussbaum, Marlies Aryani Rüegg, Christoph Senn, Samuel Thoma

Gestaltung

Kerstin Landis, Christoph Senn

Lektorat

Vanessa Simili

Andreas Fischer, Rektor der Uni Zürich
Auflösung Autogramm Seite 39:

Daran hat kein Autoknacker Interesse Die «Madonna» der Automobilgeschichte wurde millionenfach verkauft. Wem gehört wohl dieser weisse Toyota Corolla? Unsere Autorin schliesst vom Auto auf den Besitzer.

Toyota Corolla E110 der achten Generation.



Dieser Wagen zieht keine Blicke an. Selbst Autoknackern fällt er als Letzter auf. Dabei steht hier ein Fahrzeugskonzept, das seinen Machern Ruhm, Ehre und volle Taschen beschert hat. Der Corolla ist sozusagen die «Madonna» der Automobilgeschichte, millionenfach verkauft und immer wieder neu erfunden. Nicht unbedingt schön, noch besonders ausgefeilt, nur eben unverwüstlich und massentauglich. Und genau wie die gealterte Pop-Ikone diente auch er als Vorlage für viele seiner Artgenossen. Ob Ford Focus, Honda Civic oder Mazda 3, für ein gutes Dutzend Konkurrenzprodukte stand er Vorbild. Kein Wunder konnte sich diese Modellreihe, die 1966 erstmals über die Produktionsstrassen lief, sage und schreibe zehn Generationen lang hal-

ten. Der japanische Entwicklungschef Takayasu Honda wurde angehalten, ein kostengünstiges, aber robustes Auto zu bauen, was ihm offenbar auch gelang.

Der Lenker dieses Fahrzeugs hat sich für die achte Generation entschieden. Sein E110 beheimatet den ersten Aluminium-Motor der Corolla-Reihe. Dies half, den Wagen auf knapp 1,24 Tonnen zu drücken. Mit dem 1,6-Liter-Benzinmotor wiehern etwa 110 Pferdestärken unter der Motorhaube, was keine grossen Sprünge erlaubt. Wer sich für einen Corolla-Kombi entscheidet, will sein Selbstvertrauen nicht mit Autobahn-Rennen demonstrieren. Seine Wahl verrät ihn als Pragmatiker. Hier fährt einer von A nach B, und das genug vorsichtig, um die Zierkappen seiner

Felgen erstaunlich kratzfrei zu halten. Sein Motto lautet «Vorsicht ist besser als Nachsicht», deshalb lässt er auch keinen Service-Termin sausen. Solche Vorsicht im Alltäglichen legen für gewöhnlich Sprachwissenschaftler an den Tag.

AUFLÖSUNG

Es stimmt: Ich bin Sprachwissenschaftler. Ob man dies jedoch wirklich an meinem – mittlerweile acht Jahre alten, regelmässig gewarteten – Toyota Corolla ablesen kann? Der Autor des obigen Autogramms (oder eine Autorin?) muss hellseherische Fähigkeiten haben! Abgesehen von diesem einen Punkt kann ich mich mit dem Porträt durchaus identifizieren. Ich fahre gern, doch ist ein Auto für mich kein Statussymbol, sondern ein Mittel zum Zweck, nämlich bequem von A nach B zu gelangen. Toyotas gelten zudem als überaus zuverlässige Autos, was ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Mit dem Auto komme ich gern zügig voran und ärgere mich deshalb über Staus und lange Wartezeiten vor Rotlichtern, träume aber nicht von «grossen Sprüngen» oder gar «Autobahn-Rennen». Es gibt im Leben interessantere und risikolosere Vergnügen, und mein «Selbstvertrauen» hat andere, solidere Wurzeln. Das Kompliment für die «erstaunlich kratzfreien» Zierkappen gebe ich gern an meine Frau weiter, die häufiger fährt als ich. Zur Arbeit im Rektorat gehe ich zu Fuss, und für die durch das Rektorat bedingten recht häufigen Fahrten in andere Schweizer Städte nehme ich die Bahn.

Auflösung auf der Seite gegenüber!

